XV. Jahrg. Berlin, den 16. Februar 1907. Nr. 20.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Frankreichs Kirchenkrisis. Von Karl Jentsch	233
Alexander in Babylon. Von Julie Wassermann	246
Ein Brief. Von August Thyssen	252
Henrik Ibsen. Von Gerhart Gran	253
Der Herr Verklediger. Von Otto Reinhold	259
Selbstanzeigen. Von Haenger, Goldbeck, Hillger, La Mara, Ruhland	263
Krebserreger. Von Jungern und Werner	266
Der Fiskus als Bergherr. Von Ladon	271

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:
No. 675 Direktion.
„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
„ 7914 }
„ 7915 } Kuxenabteilung.
„ 7916 }

Telegramme: Ulricus.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9–1 und 3–5 Uhr.

Berlin HOTEL.

DER KAISERHOF

UMBAU VOLLENDET

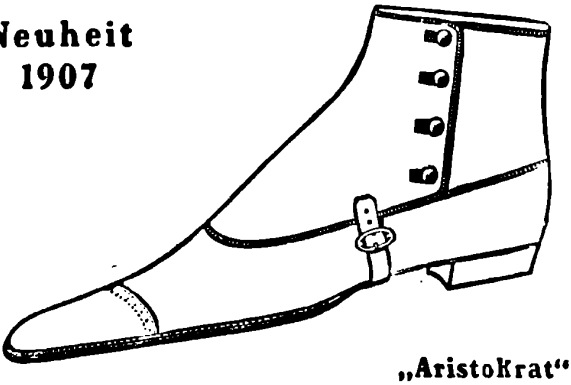
Gr. Restaurant Kaiserhof
Grillroom Kaiserhof
Festsäle Kaiserhof
Grosse Halle Kaiserhof (4½—6 Five ó clock. Konzert).

Missglückte Börsenspekulationen sind grösstenteils die Folgen ungenügender Information und Kontrolle. Rat und Auskunft gewissenhaft, **unparteiisch**, diskret durch **Bank- u. Börsen-Correspondenz „Vorsicht", Dresden-A. 16.**

„Herz"-Schuhe

Berlin W., Friedrichstraße 70

Neuheit 1907



„AristoKrat"

Berlin W„ Schillstraße 11a

Emil Jacoby

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Nachdruck verboten.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Februar 1907.

Frankreichs Kirchenkrisis.

Um die vorletzte Jahrhundertwende wurden die Revolution von der Restauration, die Aufklärung und der Klassizismus von der Romantik abgelöst. Die Kongreßpotentaten setzen den Papst in seinen Kirchenstaat wieder ein; und als ein anderer und noch mächtigerer Hort der Autorität überschattet der Zar, das Haupt der Heiligen Alliance, das zum Theil beruhigt aufathmende, zum Theil knirschende und sich bäumende Europa. Den Deutschen predigt Adam Müller die Rückkehr zum feudalen Ständestaat und zur Naturalwirthschaft, in Frankreich erkühnt sich der Graf de Maistre, die bürgerliche Ordnung auf Petrus, den Felsenmann, zu gründen. Und während unsere Dichter, denen Historiker, Germanisten, Sprach- und Alterthumsforscher reichlichen Stoff liefern, im Wunderlande der Feen, Ritter und Heiligen die Blaue Blume suchen, flieht Chateaubriand aus dem häßlichen Gewirr der Politik und Civilisation zunächst zu den Naturkindern in die wonnevolle Stille des Urwaldes, um dann sich und seine Leser mit den Schönheiten des Christenthumes früherer Jahrhunderte zu berauschen. Auch fehlte es nicht an Versuchen, die erträumten Herrlichkeiten der Vergangenheit mit den Bedürfnissen der Gegenwart zu verknüpfen. Görres, der große Erneuerer der Mystik, vertrat die Volksrechte gegenüber den Monarchen, das — christlich und mittelalterlich gedachte — deutsche Volksthum gegenüber der nivellirenden Bureaukratie. La Mennais unternahm den später von Pius dem Neunten ausdrücklich verurtheilten Versuch, das unfehlbare Papstthum De Maistres mit dem Liberalismus und der modernen Demokratie zu versöhnen. Seinen Jüngern wie einem zahlreichen Kreis gelehrter deutscher Katholiken stand es fest, daß Katholizismus gleichbedeutend sei mit wahrer Wissenschaft und höchster Geistes- und Herzenskultur. Doch der Mann der Wissenschaft ist Kritiker und Relativist. Er hat auf eine Frage über die

großen Probleme des Daseins selten eine Antwort, die nicht mit mancherlei Wenn, Aber und Vielleicht verklausulirt wäre. Die Menge aber will auf jede Frage eine unverklausulirte, unzweideutige, bestimmte Antwort, wie sie im Katechismus steht: Ja oder Nein? Ein Drittes nimmt sie nicht an. Diesem Bedürfniß genügt die Orthodoxie, die in der katholischen Kirche namentlich von den Jesuiten vertreten wird; darum haben sie die Frucht der Aussaat geerntet, die von den Erneuerern des Katholizismus gestreut worden war. Wie in Deutschland die Döllinger und Hefele von den Ultramontanen, die in Mainz ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, überwältigt wurden, so brachte in Frankreich Louis Veuillot die Montalembert und Dupanloup zum Schweigen.

So weit ist also die Entwickelung in den beiden führenden Ländern des europäischen Kontinentes parallel verlaufen; von da ab jedoch machten sich immer stärker die Wirkungen der verschiedenen Volksart geltend. Der Deutsche ist religiös, metaphysisch angelegt. Er hat das Bedürfniß, den tiefsten Gründen des Daseins nachzuspüren, „zu den Müttern" hinabzusteigen und sich in ein festes Verhältniß zu ihnen zu setzen; ergreift darum die Religion, die ihm das Unendliche in schönen Symbolen nahe bringt, mit großer Innigkeit und hält sie mit deutscher Treue fest. Fast mehr noch als Stütze der Sittlichkeit und als Interpretin des Sittengesetzes ist sie ihm werthvoll, da er im Sittlichen den eigentlichen Kern der Menschennatur sieht. Nun lebt der deutsche Katholik mit Protestanten zusammen, hat gegen sie seinen Glauben zu vertheidigen und übt sich darin von der Schulbank an, was nicht wenig dazu beiträgt, diesen Glauben zu vertiefen, zu befestigen und ihn dem Herzen theuer zu machen; was man unangefochten besitzt, schätzt man nicht. Zu solcher Vertheidigung aber liefert ihm der Staat die Mittel durch den allgemeinen Schulzwang, durch die für Katholische und Protestanten gleiche Gymnasialbildung und durch die auch den Priesteramtskandidaten aufgenöthigte Hochschulbildung; wie segensreich ward die tübinger katholische Theologenfakultät von ihrer evangelischen Schwester befruchtet! Alle von den Freigeistern geschmiedeten Waffen gegen den Glauben versteht der tüchtig geschulte deutsche Katholik sich anzueignen und in Waffen gegen den Unglauben umzuschmieden. Ja, die Katholiken sind mit solcher Ausrüstung dem preußischen Staat zuvorgekommen. Als Preußen das Münsterland bekam, fand es dort eine Volksschule, die besser war als seine eigene; der fromme Overberg, der Beichtvater der Fürstin Galizin, hatte es organisirt. In Bayern und Schwaben aber wirkte ein Freundeskreis tüchtiger geistlicher Pädagogen, der sich um den Bischof Sailer und den Jugendschriftsteller Christoph Schmid gesammelt hatte. Und diese Männer wurzelten nicht nur in der katholischen Kirche und zugleich in der deutschen Wissenschaft im Allgemeinen, sondern speziell in der Aufklärung. Sie bekämpften eifrig den Aberglauben und waren nicht blos Jugend-, sondern im weitesten und besten Sinn des Wortes

Volkserzieher: Lehrer und Berather ihrer Gemeinden in allen häuslichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten, frei von Schwärmerei und Ueberspanntheit. Das gilt von der katholischen Pfarrgeistlichkeit Deutschlands ganz allgemein. Der Pfarrer ist meist ein in allen Geschäften erfahrener Mann und oft ein Musterlandwirth. Die Pfarrwidmut und die ihm (in Schlesien von Friedrich dem Großen) übertragene Verwaltung des Kirchenvermögens haben ihn dazu erzogen. Und wie er bei seiner Vorbereitung an der allgemeinen Volksbildung theilgenommen hat, bleibt er mit dem Volk in lebendiger Berührung und nimmt auch an dessen Vergnügungen Theil, ohne seiner Amtswürde Etwas zu vergeben (ich spreche vom Durchschnitt; natürlich giebt es, wie in jedem anderen Stand, Ausnahmen, die sich vergessen oder nicht zu halten wissen). In der neuen Aera der Sozialpolitik haben die katholischen Geistlichen, wie ihre evangelischen Amtsbrüder auch, sich als Organisatoren und Leiter gemeinnütziger Vereine und Genossenschaften namentlich auf dem Land ausgezeichnet bewährt. So erfreuen sich, dank dem deutschen Volkscharakter und dem Protestantismus, Preußen und Württemberg eines Klerus, wie ihn die Welt vielleicht noch nie gesehen hat, und einer soliden, tief wurzelnden Volksreligion. In den überwiegend katholischen Staaten Bayern und Baden steht Beides weniger hoch.

Vom Franzosen will ich nicht mit Stendhal sagen, daß er nur Geist, keine Seele habe; aber seine Seele ist anders geartet als die deutsche. Dem Franzosen fehlt der metaphysische Trieb. Er ist ein dem Irdischen zugewandter Nützlichkeitmensch von klarem, scharfen Verstand, unterscheidet sich jedoch vom Engländer durch lebhafte Phantasie, feinen Formensinn und leichte Erregbarkeit. Diese macht ihn sehr begeisterungfähig und unter Umständen zum Fanatiker, und wenn er einmal die Religion, der er sonst kühl und gleichgiltig gegenübersteht, ergreift, dann ergreift er sie als Fanatiker; seinem Formensinn sagen natürlich die Symbolik ihres Kultus und ihre Mythen und Wundergeschichten am Meisten zu. Packt ihn die Religion, so wird er auch gleich Mönch und religiöser Schwärmer. Und da diese beiden Elemente der Religion gerade die den Frauen und Kindern nah liegenden sind, darf man sich nicht darüber wundern, daß in Frankreich die Weiber unter der Führung von Mönchen diese modern katholische ultramontane Religion ausgebildet haben, die aus Madonnenerscheinungen, „Wunderbuden", Papstvergötterung, neuen Andachten wie denen zu den Herzen Jesu und Mariae, Skapulieren, geweihten Medaillen und Rosenkränzen besteht. Nun giebt es aber nichts, was einem verständigen Mann widerwärtiger wäre als ein solches Gemisch von Aberglauben, Phantastereien und zum Theil recht albernen Kindereien; ist doch die Masse der französischen Bigotten sogar auf den Leo Taxil-Schwindel hineingefallen. Darum hat die französische Männerwelt der Kirche in dem Maß den Rücken gekehrt, wie die liberal gesinnten Intellektuellen, die einen vernünftigen Katholizismus für möglich

hielten, von den Ultramontanen aus der Kirche gedrängt wurden und in dieser der überwuchernde Aberglaube das Monopol erlangte. In Deutschland duldet der katholische Mann die geschmacklosen Weiberzuthaten aus Furcht vor Störung der Einheit der Kirche, läßt sie sich aber nicht zur Substanz der Religion auswachsen. Und die Abwendung der Männerwelt von der Kirche wurde durch den Umstand erleichtert, daß die französischen Geistlichen in Knaben- und Priesterseminaren erzogen werden, die von jedem Luftzug der neuen Zeit hermetisch abgesperrt sind, und daß sie dann auch im Amt mit dem Volksleben wenig Fühlung haben. Sie sind fromm, sie sind wohlthätig, so weit es ihre dürftigen Mittel erlauben, viele von ihnen zeichnen sich durch einen „heiligmäßigen" Wandel aus; aber mit den Dingen dieser Welt wissen sie nicht Bescheid. Schon in jungen Jahren ist mir durch drei zufällige Eindrücke, die drei Grundzüge des französischen Katholizismus offenbarten, dessen Wesen klar geworden. Ich las eine Anweisung für Geistliche, wie sie sich im Leben und im Umgange zu verhalten hätten. Absolute Korrektheit wurde ihnen darin vorgeschrieben, keine noch so geringfügige Äußerlichkeit übergangen: in welchen Fällen sie seidene, in welchen sie Glaceehandschuhe zu tragen hätten, und Dergleichen. Das Ideal also: der feine Abbé, der bei keiner Marquise anstößt. Dann hatte ich als Neopresbyter Heiligenbildchen zu vertheilen. Sie wurden von zwei Orten bezogen: aus Paris und aus Einsiedeln. Die einsiedler Bildchen waren Nachbildungen gediegener und ernster deutscher und italienischer Meisterwerke; die pariser zeigten kokett frisirte, süß lächelnde Figürchen in theatralischen Posen. Endlich las ich, was Alban Stolz, ein sehr frommer, aber mit scharfem Blick und gesundem Urtheil begabter Mann, in Frankreich gefunden hatte; seine wichtigste Wahrnehmung lehrte: der französische Pfarrer ist weltfremd und hat keinen Einfluß aufs Volk.

Wenn es der Kirche oder Solchen, die sich für die Elite der Christenheit halten, schlecht geht, dann werden die Bigotten und die Fanatiker Apokalyptiker und Chiliasten. Das heißt: sie glauben, es werde in allernächster Zukunft, wenn auch nicht gerade der Menschensohn in Person, so doch ein von ihm gesandter Held erscheinen, werde die Feinde Gottes mit der Schärfe des Schwertes schlagen, die Gott und den Seinen zugefügte Schmach grausam rächen und das Gottesreich in vorher nie gesehener Pracht und Herrlichkeit wieder aufrichten. Weil die Franzosen Katholiken, die Deutschen der Mehrzahl nach Protestanten sind, und weil deren Sieg zugleich den letzten Rest des Kirchenstaates weggefegt hatte, identifizirten die französischen Bigotten die Sache Gottes und der Kirche mit der des französischen Staates, flehten zu dem Allerheiligsten Herzen: Sauvez Rome et la France, wurden die eifrigsten Schürer der höchst unchristlichen Revanchegier und verschmolzen beinahe mit den Nationalisten. Und da sie das Lilienbanner im Stich gelassen hatte, liefen sie dem Rappen des Abenteurers Boulanger nach, dem am zwölften Juli 1888 in der Deputirtenkammer der Minister-

präsident Floquet zurief: „Wir haben Sie, der Sie sich in Sakristeien und in den Vorzimmern von Prinzen herumgetrieben haben, niemals als einen der Unseren anzuerkennen vermocht.“ Dann rasten sie gegen Dreyfus. Der Mann mochte schuldig oder unschuldig sein: was ging Das die Kirche an? Uebrigens hatten der Gallikanismus und der bourbonische wie der napoleonische Caesaropapismus die Franzosen zur Identifizirung von Franzosenthum und Kirche erzogen.

Der kluge und um Algier und Tunis hochverdiente Kardinal Lavigerie erkannte, daß diese Verquickung der Religion mit der legitimistischen Politik und dem Nationalismus die Kirche ins Verderben stürzen müsse. Die republikanische Staatsverfassung, sagte er im November 1890 in einem Rundschreiben an seine Geistlichen, vertrage sich vortrefflich mit der Kirche; Ecuador sei das einzige wirklich katholische Staatswesen; und der einzige Staat, der die Freiheit der katholischen Kirche nicht im Mindesten antaste, sei die große Republik Nordamerikas. Das einzige Mittel, der für die Kirche gefährlichen Lage in Frankreich ein Ende zu machen, bestehe darin, daß die Katholiken entschlossen an der politischen Arbeit theilnähmen, und zwar nicht als Gegner der Republik. Lavigerie gewann den Papst für seine Ansicht (stellte sich natürlich, als entstamme sein Gedanke der Weisheit des Oberhauptes der Kirche) und leitete so das Ralliement ein. Leo erklärte wiederholt, es sei Pflicht, die bestehende Regirung anzuerkennen, und erwiderte am zwanzigsten Februar 1892 auf den Einwurf, die Republik sei antichristlich, man müsse zwischen der Regirung und der Mehrheit der gesetzgebenden Körperschaften unterscheiden. Der Graf de Mun zog auf einer Versammlung südfranzösischer Katholiken in Toulouse am dreiundzwanzigsten April 1893 aus der durch die päpstliche Direktive geschaffenen neuen Lage die Folgerung, man müsse jetzt ins Volk gehen, demokratisch werden, Sozialpolitik treiben, die Rechte der Arbeit gegen das Kapital und die Juden vertreten. Im Jahr 1886 hatte Drumont in seinem Buch La France juive zu beweisen unternommen, daß die französische Nation von den Juden der Hohen Finanz regirt werde.

Man kann nicht sagen, daß die „Kirchenfeinde“ stürmisch und unklug vorgegangen seien; sie sind, vorsichtig jeden neuen Boden prüfend, auf den sie traten, von Etape zu Etape fortgeschritten. Bei Eröffnung der Kammern, am sechzehnten Januar 1886, erklärte das Ministerium Freycinet, die beständige Einmischung des Klerus in die Politik erfülle alle Verständigen mit ernster Sorge und lege den Gedanken an die Trennung von Staat und Kirche nah. Aber diese Aufgabe zu lösen, sei die Politik für sich allein zu ungeschickt; durch freie Diskussion und „Ausstrahlung von Ideen“ in die Gemüther des Volkes müsse die Lösung in einem den Forderungen des Zeitgeistes entsprechenden Sinne vorbereitet werden. Im Lauf der Tagung wurde von Michelin der Antrag auf die Trennung der Kirche vom Staat gestellt; ein Ausschuß beantragte, daß die Kammer den Antrag in Erwägung ziehen möge, und der Be-

richterstatter Rivet empfahl ihn am einundzwanzigsten März. Am neunten Dezember 1891 richtete im Senat Dide eine Anfrage an die Regirung wegen der Widersetzlichkeit der Bischöfe. Der Kultusminister Fallières erwiderte, die durch das Verhalten einiger Bischöfe verursachte Aufregung lege sich bereits; die Regirung der Republik sei stark genug, die Anschläge der feindlichen Parteien zu vereiteln; die Geistlichkeit sei nicht mehr so mächtig wie unter Mac Mahon. Zwei Tage darauf wurde der selbe Gegenstand in der Deputirtenkammer verhandelt. Hubbard forderte Maßregeln, durch welche die Trennung von Staat und Kirche vorbereitet werde. Fallières und Freycinet sprachen gegen die Trennung und stellten ein Vereinsgesetz in Aussicht, das kein Ausnahmegesetz gegen die Geistlichkeit, aber geeignet sein werde, die geistlichen Kongregationen in Schranken zu halten. Auf eine Aufforderung, dieses Vereinsgesetz nun endlich vorzulegen, erwiderte am sechzehnten Februar 1895 der Ministerpräsident Ribot, der Augenblick für ein solches sei noch nicht gekommen.

Die exaltirten Bigotten haben für Anlässe gesorgt, die den Staat zu durchgreifenden Maßregeln geradezu nöthigten. Im Juli 1898 hielt der Dominikanermönch Didon, Vorsteher einer Erziehunganstalt, bei der Preisvertheilung in Gegenwart des Generalissimus Jamont eine Rede, in der er die Anmaßung des Civilismus verurtheilte, der sich herausnehme, der Militärgewalt gebieten zu wollen, und die Zeit für gekommen erklärte, wo Anwendung der Gewalt strenge Pflicht sei; „Weh Jenen, die das Schwert rosten lassen!" Das heißt also: die Generale sollen „die ganze Bande" zum Teufel jagen, entweder das Königthum oder den Caesarismus wiederherstellen und den Revanchekrieg führen. Und zwei Jahre darauf wurde es offenbar, daß die unter einem religiösen Vorwand oder vielleicht auch ursprünglich zu einem religiösen Zweck gegründete Assumptionisten-Kongregation mit ihrer Zeitung La Croix und bedeutenden Geldmitteln dem von Didon enthüllten Zwecke diente. Ihre Niederlassung wurde aufgehoben; und damit war die Zeit für das längst erwartete Vereinsgesetz reif geworden, das zugleich dazu bestimmt war, die mit den Maßregeln Ferrys 1880 begonnene Laizisirung der Schulen zu vollenden.

Dagegen glaubte man den Augenblick für die letzten Schritte noch nicht gekommen. Am sechsundzwanzigsten Januar 1903 beantragte bei Berathung des Kultusetats in der Deputirtenkammer Allard die Streichung dieses Budgets und die Kündigung des Konkordates. Der Ministerpräsident Combes antwortete, die Kammer würde durch einen solchen Beschluß die Republik in große Verlegenheiten stürzen. Das Konkordat müsse man beibehalten, weil nach Ansicht der Regirung die religiöse Idee noch nicht zu entbehren sei. Jedenfalls sei die Trennung des Staates von der Kirche ein sehr schwieriges Unternehmen und augenblicklich noch nicht durchführbar. Einen gleichlautenden Antrag im Senat wies Combes am einundzwanzigsten März mit der Bemerkung zurück: Das

Konkordat könne nicht gekündigt werden, so lange nicht die Kirche die Kündigung unvermeidlich mache. Doch sei der Tag hierfür vielleicht nicht mehr weit entfernt, da Mitglieder der Hierarchie sich seit einiger Zeit zur Aufgabe zu machen schienen, das Konkordat zu verletzen, das sie verpflichte, sich jeder Einmischung in die Politik zu enthalten. Zum Beweis für seine Behauptung führte er eine Anzahl Stellen aus bischöflichen Kundgebungen an.

Den gewünschten Anlaß bot die Kurie in ihrer Verblendung ein Jahr danach. Der arme Pius! Ein echter Seelsorgegeistlicher im Sinn Jesu und der Apostel, der für seine Person nichts weniger erstrebt als Erdenpracht und Königskronen, wird er durch die lächerliche Verquickung der geschichtlich gewordenen Herrschaftansprüche des Römischen Stuhles mit dem scholastischen Dogma gezwungen, um des elenden Kirchenstaates willen den armen französischen Pfarrern ihren schmalen Bissen Brot zu nehmen! Um dieses Kirchenstaates willen, der ein beständiges Aergerniß war und dessen natürlichen Fall darum alle kundigen und einsichtigen Katholiken, im Herzen wenigstens, als die Erlösung der Kirche von einem unerträglichen Uebel begrüßt haben. Der Papst beschwerte sich in einem Rundschreiben vom achtundzwanzigsten April 1904 über den Besuch des Präsidenten Loubet beim König von Italien als über eine dem Heiligen Stuhl zugefügte schwere Beleidigung, und da Jaurès in der Lage war, eine entsprechende Note zu veröffentlichen, die Loubet empfangen hatte, so wurde dieser Eingriff in die Souverainetät des französischen Staates zunächst mit der Abberufung des beim Vatikan beglaubigten Gesandten beantwortet, die von der Deputirtenkammer am siebenundzwanzigsten Mai, als Verheißung einer Radikalkur, gebilligt wurde. Bald darauf machte sich der Papst einer Verletzung des Konkordates schuldig, indem er die Bischöfe Geay von Laval und Le Nordez von Dijon, die sich an dem Widerstand gegen die Ausführung des Vereinsgesetzes nicht betheiligt hatten, zur Verantwortung nach Rom rief. Der Minister des Aeußeren, Delcassé, beauftragte den französischen Geschäftsträger De Courcel, dem Kardinal-Staatssekretär anzukündigen, daß die Regirung der Republik beschlossen habe, „den offiziellen Beziehungen ein Ende zu machen, die durch den Willen des Heiligen Stuhles gegenstandlos geworden" seien. Am vierten September hielt der Ministerpräsident Combes in Auxerre eine Rede, in der er sagte: „Wir haben im Beginn unseres Ministeriums vergebens angekündigt, daß wir uns aufrichtig auf den Boden des Konkordates stellen würden; wir hielten es damals für unpolitisch, das Konkordat fallen zu lassen, ohne einen letzten Versuch damit gemacht zu haben. Aber statt daß nun die Verletzungen des Konkordates aufgehört hätten, vermehrten sie sich über alles Maß . . . Die Kirche selbst hat das Konkordat ostentativ zerrissen; ich habe durchaus nicht die Absicht, es nun wieder zusammenzuflicken." Das Entscheidende war für die Regirung wohl die durch die Durch-

führung des Vereinsgesetzes erlangte Gewißheit, daß die beabsichtigte Trennung auf keine unübersteiglichen Hindernisse stoßen werde. Da die Volksmassen der Vertreibung der Mönche und Nonnen keinen ernstlichen Widerstand geleistet hatten, so war damit die Gleichgiltigkeit der Bevölkerung gegen einen wesentlichen Bestandtheil des bisherigen französischen Kirchenthumes bewiesen. Schon am neunten August 1903 konnte Combes auf einem Lehrertag in Marseille über den befriedigenden Verlauf der Ausführung des Vereinsgesetzes berichten und die Befürchtung zerstreuen, es werde sehr schwierig, wo nicht unmöglich sein, die Ordensschulen nach kurzer Frist durch weltliche zu ersetzen. Am dritten Juli 1905 wurde das Trennungsgesetz von der Deputirtenkammer mit 341 gegen 233, am sechsten Dezember vom Senat mit 181 gegen 102 Stimmen angenommen und am zwölften Dezember publizirt. Für eine so grundstürzende Aenderung waren doch die unterliegenden Minoritäten noch bedenklich groß. Der planmäßige, stetige und immer mit der erforderlichen Sicherung von Etape zu Etape fortschreitende Gang des antiklerikalen Feldzuges bei rasch wechselnden Ministerien und Kammermehrheiten macht es wahrscheinlich, daß ein außerhalb der offiziellen Kreise waltender und wenig veränderlicher Generalstab die Campagne geleitet hat, und Leo XIII. dürfte nicht daneben geschossen haben, wenn er die Loge als den Feind bezeichnete; ist sie doch in den romanischen Ländern etwas ganz Anderes als unsere harmlose deutsche Freimaurerei.

So weit wäre also Alles gut gegangen. Aber wie lange wird diese Laune Mariannens Bestand haben? So fragen die Bedenklichen. Der eben skizzirte Gang der Ereignisse scheint jedoch zu beweisen, daß es sich diesmal um etwas mehr als eine Laune handelt. Gewiß: die treibende Kraft der antiklerikalen Gesetzgebung ist der fanatische, unduldsame Haß der Jakobiner gegen die Religion gewesen, den die Masse der Franzosen sicherlich nicht theilt. Auch ist auf französische Kammermehrheiten und die daraus hervorgehenden Regirungen kein Verlaß. Die parlamentarischen Verfassungen der romanischen Staaten sind nur doktrinär zusammengeschusterte schlechte Kopien des urwüchsen und echten englischen Parlamentarismus. Die eigentlichen Regirungen sind hinter den Coulissen agirende Koterien, die Minister deren Agenten, die Deputirten Marionetten, die von wenigen Drahtziehern in Bewegung gesetzt werden, und namentlich seit sich die 565 Souveraine Frankreichs eine so hohe Besoldung dekretirt haben, daß ein Kammermandat für beschäftigungslose Advokaten und hungrige Literaten eine glänzende Versorgung ist, werden diese Mandate mehr und mehr in die Hände von Menschen übergehen, die von Regirung- und Verwaltungsgeschäften keine Ahnung haben und denen das Wohl des Landes ganz gleichgiltig ist, deren Abstimmungen daher lediglich von Zufällen abhängen, so weit sie nicht das persönliche Interesse diktirt. Die jedesmal gewünschte Mehrheit aufzubringen, ist für die Drahtzieher nicht schwer,

denn die Franzosen sind das civilisirteste, disziplinirteste, gehorsamste, geduldigste und an bureaukratische Bevormundung gewöhnteste Volk Europas, das weiter nichts verlangt als den Schein der Freiheit, der im allgemeinen Wahlrecht besteht, und einige Schonung des Geldbeutels.

Gerade darin liegt nun die Schwierigkeit für die nächsten Jahre. Die Hohe Finanz, also die wirklich regirende Koterie, hat den Kampf der Jakobiner gegen die Kirche zugelassen und sogar unterstützt, weil dadurch die Aufmerksamkeit des Volkes, namentlich des begehrlichen Proletariates, von ihren Profiten abgelenkt wurde. Jetzt fordert aber dieses Proletariat durch seine sozialistischen Deputirten die Bezahlung für den Beistand, den es den Jakobinern geleistet hat, zunächst in Gestalt von Versicherungsgesetzen, die für die Unternehmer und die von einer leichtsinnigen Defizitwirthschaft stark erschütterten Staatsfinanzen eine gewaltige Last bedeuten; schon drückt die Aussicht darauf den Kurs der Rente. Das muß über kurz oder lang die leitende Hochfinanz, den Bürger und den Bauer zu Bundesgenossen machen in einer Opposition gegen die Radikalen und die Sozialisten; und diese neue Opposition wird, um in den gesetzgebenden Körperschaften die Mehrheit zu erlangen, Sukkurs von ihren bisherigen Gegnern, den Nationalisten und Klerikalen, nicht verschmähen. Doch wird, glaube ich, diese Wendung an dem Hauptergebniß des antiklerikalen Feldzuges nichts ändern. Dieses Hauptergebniß besteht in der Aufdeckung der Thatsache, daß die Franzosen der überwiegenden Mehrheit nur noch dem Namen nach Katholiken sind. So geduldig und fügsam die Franzosen sein mögen wenn ihnen die katholische Religion ans Herz gewachsen wäre, würden sie bei der letzten Deputirtenwahl am sechsten Mai aller offiziellen Wahlmache zum Trotz in Masse oppositionell gewählt haben. Daß die Klerikalen gerade den Kirchenstreit als Wahlparole ausgegeben hatten, hat ihre entschiedene Niederlage nur um so sichtbarer gemacht. Die Lanterne jubelte: „Frankreich hat gezeigt, daß es für die katholische Religion, wie übrigens auch für alle anderen Religionen, nur Haß und Ekel empfindet.“ Das ist zwar barer Unsinn, urtheilt ein pariser Korrespondent der Grenzboten, Franz Wugk, „wie eben jetzt ein Blick in die Kirchen beweist, wo bei der Erstkommunion der Kinder Hunderttausende von gut französischen Herzen in Rührung und Andacht schlagen, aber Das ändert nichts daran, daß drei Viertel der Franzosen ohne Bedenken bereit sind, auch außerhalb des Schattens der Kirche zu leben und zu sterben, wenn mit der Gemeindemitgliedschaft irgendwelche Unannehmlichkeiten oder Opfer verbunden sind.“

Die deutschen Katholiken haben in ihren Zeitungen den französischen Glaubensgenossen die Fehler und Dummheiten, die Diese zu begehen pflegen, oft vorgehalten: die Verquickung der Religion mit der Monarchie und dem Legitimismus, die Unterstützung der Nationalisten und der Antidreyfusards, die Wundersucht, die Erhebung des Nebensächlichen im Kultus zur Hauptsache,

ja, zum Wesen der Religion, die dévotions parasitaires, die neuen geschmacklosen und kindischen Gebetsmoden wie die Andachten zum Heiligen Antonius mit dem sich daran hängenden Wunderkram und seiner Ausbeutung zu Geschäftszwecken. Wenn aber Centrumsjournalisten von Zeit zu Zeit bemerkten: „Ganz so wie in unserem Kulturkampf", und Hoffnungen für den Ausgang daran knüpften, so war Das eine Illusion. Nicht ganz so, sondern ganz anders verläuft der französische Kulturkampf. In Frankreich werden weder Geistliche abgesetzt noch den Gemeinden Geistliche aufgenöthigt, die sie nicht haben wollen, noch Geistliche wegen Verrichtung ihrer Amtspflichten eingesperrt, noch werden ihnen Vorschriften über ihre Ausbildung gemacht; ins innere Heiligthum der Religion und in die Gewissen greift der Staat nicht ein und schafft keine Märtyrer durch solches Eingreifen. Der wesentliche Unterschied aber ist dieser: in Preußen war es die protestantische Mehrheit, die durch die Maigesetze die katholische Minderheit vergewaltigte und dadurch zum geschlossenen Widerstand nöthigte; nicht nur der Religion und Kirche wegen, an der übrigens die überwiegende Masse der deutschen Katholiken mit aufrichtiger und inniger Liebe hängt, sondern auch um ihrer bürgerlichen Existenz willen. Den Katholiken wird die Parität verweigert; sie werden als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt. So oft ein Katholik zu einem höheren Justiz- oder Verwaltungamt befördert wird, stellen die evangelischen Christen aller Schattirungen, von denen des „Reichsboten" bis zu denen des „Berliner Tageblattes", Erörterungen über dieses Unglück an und beweisen dadurch, daß ihrer Ansicht nach so Etwas ungehörig sei, daß also die Katholiken grundsätzlich, ihrer Religion wegen, von allen höheren Staatsämtern ausgeschlossen bleiben sollten. Gelangt einmal ein katholischer Mann zu einem solchen, so wittert man alsbald Jesuitenränke und Nebenregirung des Centrums. Diesem haben ja nun allerdings die Katholiken die Beförderung einiger Glaubensgenossen in höhere Stellungen zu verdanken, aber nicht auf dem Wege illoyaler Protektion, sondern nur deshalb, weil es unmöglich ist, allen Mitgliedern einer großen Partei, deren Hilfe die Regirung fünfundzwanzig Jahre lang nicht entbehren konnte, grundsätzlich die Beförderung zu versagen. Narren wären die deutschen Katholiken, wenn sie vor gründlicher Sinnesänderung ihrer protestantischen Mitbürger die zur Wahrung ihrer Rechte geschaffene politische Organisation preisgeben wollten. Wenn morgen der Centrumsthurm zertrümmert wird, dann wird es nach wiederum fünfundzwanzig Jahren keinen katholischen Reichsgerichtsrath, Regirungrath, Landrath mehr geben; katholische Präsidenten sind auch heute noch Seltenheiten. In Frankreich sind es Katholiken, welche die antiklerikalen Gesetze beschlossen und damit den Beweis geliefert haben, daß, wie gesagt, die französischen Katholiken in ihrer großen Mehrheit nur dem Namen nach Katholiken sind. Der Katholizismus des französischen Volkes war ein Schein, erzeugt durch den Umstand, daß die Bour-

bonen und die Bonapartes der Geistlichen als Stützen ihrer Throne zu bedürfen glaubten, sie als Wahlmacher und geistliche Polizei benutzten und als ihre Organe natürlich schützten. Das sich selbst überlassene Volk wendet der Kirche den Rücken, steht ihr gleichgiltig gegenüber oder benutzt sie noch, um den Familienfesten eine höhere Weihe zu geben, oder weil die Männer glauben, ihren Weibern und Kindern könne ein Bischen Religion nicht schaden.

Was nun die einzelnen Gesetze betrifft, so ist das Vereinsgesetz durchaus zu billigen. Es macht das Ordensleben in Frankreich nicht unmöglich, schränkt es aber ein, zum Wohl des Volkes (denn eine Ueberzahl schwärmerischer Mönche und Nonnen übt einen nachtheiligen Einfluß auf den Volkscharakter aus) und zum Wohl der Kirche (denn wo immer das Klosterleben ungehindert wuchert, wird es eine Versorgung und zieht Unberufene an, die durch ihr Schmarotzerdasein, ihren Wandel und ihre Geschäftspraktiken diese kirchliche Institution in Mißkredit bringen). Eben so löblich ist die damit verbundene Laizisirung der Schulen, denn seit es weltliche Lehrer giebt, sind sie aus vielen, hier nicht näher zu erörternden Gründen den geistlichen im Allgemeinen vorzuziehen. Am Trennungsgesetz ist zunächst zu loben, daß es die richtige Methode befolgt, das Verhältniß des Staates zur Kirche souverain, ohne Verhandlungen mit dem Papst, zu regeln. Der Katholik mag glauben, daß über kirchliche Angelegenheiten nur der Papst zu entscheiden habe; der moderne Staat hat seine Bürger als mündige Männer zu behandeln, die selbst wissen, was sie auch in religiösen Dingen zu glauben, zu thun und zu lassen haben. Vor Gewissenszwang muß sich allerdings der Staat hüten; das französische Gesetz übt ihn nicht durch seine Grundbestimmung, die den Gläubigen freistellt, zur Pflege der Religion Kultusvereine zu gründen. Diese Kultusvereine können sich in den katholischen Organismus eingliedern, denn es ist ihnen nach Artikel 20 erlaubt, sich zu Verbänden mit centraler Verwaltung oder Oberleitung zusammenzuschließen. Die Abschaffung des Kultusbudgets ist in der Ordnung; wenn die sich selbst regirende Mehrheit des Volkes die Religion nicht mehr für eine Staatsnothwendigkeit, sondern für eine Privatangelegenheit hält, hat sie auch nicht mehr dafür zu bezahlen; die Einzelnen, die ihrer bedürfen, haben für die Kosten aufzukommen, wie es in Amerika längst Brauch ist. Die Einziehung von kirchlichen Gebäuden und Utensilien für den Staat läßt sich nicht gut vermeiden, wenn der Papst, prinzipientreu freilich, aber thöricht, die Gründung von Kultusvereinen verbietet; doch haftet der Maßregel ein gehässiger Charakter an, besonders, weil die Konfiskation von goldenem Altargeräth und anderen Kostbarkeiten nicht durch eine Nothlage entschuldigt wird, wie die des preußischen Staates, der die Säkularisirung von 1810 einigermaßen abhelfen sollte. Bei der Durchführung dieser und anderer Maßregeln hat sich ja freilich vielfach unnöthige Jakobinerroheit bemerkbar

gemacht; es hätte, zum Beispiel, die Autorität des Staates nicht erschüttert, wenn man den neunzigjährigen kranken Erzbischof Richard in seinem Haus gelassen hätte. Daß das Gebot, die Gottesdienste als Vereinsversammlungen anzuzeigen, eine lächerliche Polizeichicane ist, sieht jetzt die Regirung selbst ein.

Die große Wandlung Frankreichs hat eine dreifache weltgeschichtliche Bedeutung. Sie zeigt den Regirungen den richtigen Weg, katholische Kirchenangelegenheiten zu behandeln. Sie ist eine der auffälligsten Etapen auf dem Wege der Entkirchlichung des bürgerlichen Lebens. Dieses mußte beim Entstehen der germanisch-romanischen Kulturwelt durchaus kirchlich sein, weil die Kirche alleinige Inhaberin nicht nur alles Schriftthumes und Buchwissens, sondern auch der Künste und aller höheren Verwaltung- und Staatskunst war. In dem Maße, wie ihr Erziehungwerk Früchte trug, wie gebildete Laien heranwuchsen und die Kulturarbeit sich verzweigte, löste sich ein Kulturzweig nach dem anderen von der geistlichen Wurzel los und gedieh zur Selbständigkeit. Hier nun, in Frankreich, reißt sich mit einem Ruck das gesammte politische Leben und das gesammte Bildungwesen von der Kirche los. Endlich aber sieht sich die römische Kirche auf eine Probe gestellt, wie sie noch keine zu bestehen gehabt hat. Sie hat jetzt zu zeigen, in welchem Umfang und Grad sie noch Gewalt über die Gemüther eines ganzen ihr dem Namen nach angehörenden Volkes besitzt, das durch starke äußerliche Bande zwölf Jahrhunderte lang an sie gekettet war, nachdem diese Bande zerrissen, ihr selbst die weltlichen Stützen entzogen sind; die Massen wiederum, die der Kirche Valet sagen, haben zu zeigen, wie sie ohne Religion auszukommen vermögen. Denn daß sie kalvinisch oder lutherisch werden, ist nicht wahrscheinlich. Das evangelische Christenthum übt in keiner seiner Formen Anziehungskraft auf die Romanen aus (die Hugenotten waren wohl meistens Menschen germanischer Rasse); die Denkenden unter den Antiklerikalen stehen dem modernen Monismus näher als dem positiven Christenthum. Die von Bourrier organisirte Bewegung der évadés ist ohne Bedeutung für die Laienwelt. Dagegen hoffe ich, daß Männer wie Loisy, die, als Kenner der kritischen Arbeit unserer deutschen Theologen, vom göttlichen Kern des Christenthumes die menschlichen Zufälligkeiten seiner geschichtlichen Entwickelung zu unterscheiden vermögen, ein vernünftiges katholisches Christenthum vorbereiten, dessen Gemeinden allerdings nur eine Minderheit der Franzosen umfassen werden.

Neisse. Karl Jentsch.

L'attitude la plus logique du penseur devant la religion est de faire comme si elle était vraie. Il faut agir comme si Dieu et l'âme existaient. La religion rentre ainsi dans le cas de ces nombreuses hypothèses telles que l'éther, les fluides

électriques, lumineux, caloriques, nerveux, l'atome lui-même, que nous savons bien n'être que des symboles, des moyens commodes pour expliquer les phénomènes, et que nous maintenons tout de même. Les anciennes idées religieuses étaient fondées sur le concept étroit d'un monde créé il y a quelque milliers d'années, dont la terre et l'homme étaient le centre. Une petite terre, contenant un nombre bien compté d'habitants, un petit ciel la surmontant comme une coupole, une cour céleste à quelques lieues en l'air, tout occupée des enfantillages des hommes, des îles des Bienheureux, situées vers l'Ouest, où les morts se rendent en barque, ou bien un paradis de papier que la moindre réflexion scientifique crèvera, voilà le monde qu'un Dieu à grande barbe blanche enserre facilement dans les plis de sa robe. Quand Nemrod tirait ses flèches contre le ciel, elles lui revenaient ensanglantées; nous avons beau tirer, les flèches ne reviennent plus. L'élargissement de l'idée du monde et la démolition scientifique de l'ancienne hypothèse anthropocentrique, au seizième siècle, sont le moment capital de l'esprit humain. Aristarque de Samos avait eu à cet égard les premières lueurs et passa pour un impie. La rage de l'Église contre les fondateures de l'ordre nouveau, Copernic, Giordano Bruno, Galilée, fut de même assez conséquente. Le petit monde sur lequel l'Église avait régné, avec ses dogmes restreints à la terre, était brisé sans retour. Les vues plus modernes sur les âges de la nature et les révolutions du globe, en ouvrant à l'homme la perspective de l'infini du temps en arrière, ont eu le même résultat d'une façon encore plus démonstrative. On ne reconstituera pas les anciens rêves. Si la loi du monde était un fanatisme étroit, si l'erreur était la condition de la moralité humaine, il n'y aurait aucune raison pour s'intéresser à un globe voué à l'ignorance. L'humanité qu'appellent de leurs voeux nos réactionnaires serait si insignifiante, que j'aimerais autant la voir périr par anarchie et manque de moralité que par sottise. Le retour de l'humanité à ses vieilles erreurs, censées indispensables à sa moralité, serait pire que son entière démoralisation. (Ernest Renan, 1888.)

L'Église demande à enseigner l'humanité, c'est-à-dire à la dominer: c'est ce qu'elle appelle procurer son salut. Si l'Église parvenait à ses fins, alors recommencerait contre cette puissance toute morale et d'autant plus redoutable la lutte éternelle de la liberté contre l'autorité. Dans cette lutte la liberté ne sera jamais vaincue, car il est de son essence comme de sa destinée de toujours combattre, de tomber parfois pour se relever aussitôt, de vaincre pour recommencer, avec des alternatives de succès et de revers, jusqu'à la fin des temps. Mais il n'y a pas à se dissimuler que, pour soutenir un duel semblable, la liberté doit être bien armée: or, elle ne peut l'être que par la science, et c'est à la science que ceux-là qui viendront après nous demanderont de plus en plus les moyens de défendre le progrès et de faire triompher la justice. Suivant une parole que l'Église connaît bien: Veritas liberabit nos. (Eugène Spuller: L'évolution politique et sociale de l'Église, 1892.)

Alexander in Babylon.

In dem außerordentlichen Buch von Mereschkowsky „Tolstoi und Dostojewskij" fand ich die folgende Stelle: „Die Erkenntniß Tolstois war sehr scharf, jedenfalls sehr hoch entwickelt, aber nicht Alles umfassend, Alles durchdringend. Sie leuchtet hell, aber nicht aus sich selbst heraus, wie die Sonne die durchsichtige Luft durchdringt, sondern von außen, wie ein Leuchtthurm die dunkle Oberfläche des Meeres bescheint; mögen die Strahlen dieser Leuchtthurm-Erkenntniß noch so hell und weittragend sein: das erkenntnißlose, elementare Leben ist in ihm doch so bodenlos tief, daß immer eine Dunkelheit, die keine Strahlen durchdringen können, zurückbleibt." Und vorher las ich: „Wenn eine übermäßige Furcht vor der Grabesnacht eintritt, eine allzu deutliche und ernüchternde Erkenntniß der Verweslichkeit und Eitelkeit alles Irdischen, so ist es das erste Zeichen, daß die göttlichen Quellen einer gewissen Kultur bereits versiecht oder vergiftet sind, daß die Lebenskraft im Absterben begriffen ist."

Diese Sätze scheinen mir eine Paraphrase der Tragik Alexanders, die Wassermann in seinem Roman darstellte. Der Sohn Philipps, „dessen Leben sich zwischen Wollust und Kriege theilt", und Olympias, der orphischen Priesterin von Samothrake, ist von so bodenlos elementarer, fleischlicher Natur, daß er ohne Rettung dem kreatürlichen Todesgrauen verfallen muß. Sein Leben wird Selbstflucht, sein Sterben sternlos sein. Von diesem Leben, das in einem einzigen Welteroberungzug besteht, heißt es einmal: „Jeder Tag ist angefüllt bis zum Rande mit That. Die Zeit fällt nur über ihn wie ein Schatten, der er im rasenden Lauf folgen muß. Zum Nachdenken ist keine Frist. Es ist eine unheimliche, athemlose Flucht aus sich selbst. Und Spiel ist es, Spiel mit Dingen und Menschen, Spiel mit dem Zufall."

Aus solchem Taumel heraus hatte sich Alexander durch die wunderbare Freundschaft mit Hephaistion gehoben. In der Gestalt des Griechen, der in den Schulen von Athen die Lehre der Philosophen in sich aufgenommen, ist Etwas wie Harmonie verkörpert. „Eine Tiefe der Erkenntniß, die der Tiefe des elementaren Lebens" entspricht, das Ineinanderwirken der widerspruchsvollen Elemente des Bewußten und Unbewußten, das glückliche, freie Sein, Reinheit, Adel und Maß des Wesens. Er hatte der wilden Natur Alexanders den Glauben an seine göttliche Auserwähltheit, den Traum seiner göttlichen Abkunft entgegengesetzt und die zerstörerischen Leidenschaften seines Wesens damit wie in einem Ring zusammengehalten, so daß sie in einer einzigen Richtung das Unerhörte wirkten. Der Traum voll „Unsterblichkeitwollust" gewann Alexander die Weltherrschaft.

Aber der Grundzustand des elementaren Menschen, die „Selbstflucht" und Zuchtlosigkeit ist stärker als der von außen geschenkte Halt eines gött-

lichen Traumes. Der naive Mensch, der sich an den Augenblick wegwirft, wird schuldig. Bei dem Welteroberer wird diese „Schuld" von weiter tragender Geberde sein als bei dem Durchschnittsmenschen und man könnte sie auch akademisch den „Verrath Griechenlands an Asien" nennen. Hephaistion geht an dieser Schuld zu Grunde. In einer Wallung kleinlichen Mißtrauens hat ihm Alexander das tötliche Diadem, das Asiens Herrschaft und Asiens Verderben bringt, auf die Stirn gedrückt. Als Hephästion dann in der Entlassung der Makedonen und in der tyrannischen Antwort Alexanders auf seine Fürbitte den Verrath ihrer Freundschaft erkennt, verläßt er den Palast und geht in die schwüle Nacht, durch seine tiefe Niedergeschlagenheit sozusagen physiologisch vorbereitet, den Miasmen der Fieberstadt zu unterliegen.

Mit seinem Tod setzt die furchtbare Katastrophe für Alexander ein. Es ist mehr als der Schmerz um den Verlust des geliebtesten Menschen. Alexander sieht zum ersten Mal, „was es mit dem Tod und was es mit dem Leben sei." Die „Grabesnacht" thut sich vor ihm auf, sein Unsterblichkeitstraum zerfällt, das grenzenlose Grauen der Kreatur von dem Nichts erschüttert ihn und läßt ihn nicht mehr los. „Es war, als ob die festen Stützen eines Weges unter ihm geborsten wären; alle Begriffe waren entkleidet. Nacht war nicht mehr Nacht wie sonst, sondern Verhängniß, Zwiespalt, Ende, Furcht; Schlaf nicht mehr Schlaf, sondern Dürftigkeit, Erliegen, Schwäche, Ausgeliefertsein." „Die riesige Wolke, in der er so götterhaft geschritten und die ihm den Anblick der unabsehbaren Kette von Ursachen und Wirkungen entzogen, war von ihm abgeglitten. Wie alle anderen Sterblichen schwer beladen, mußte er weiterziehen."

Wenn der Todesgedanke wie die Einsamkeit „dem Weisen süß" ist, so kann die Selbstbesinnung dem naiven Sinnenmenschen zerstörerisch werden; und das Innehalten und Stillstehen wird nicht zur Erhöhung und Sammlung, sondern zum Bruch der Existenz führen. Dies geschieht Alexander. Der zur Kluft vertiefte Riß seiner Natur wird durch die Beziehung zu Arrhidäus gestaltet. Der Thatenmensch verwandelt sich in seinen Antipoden, den Phantasten; der impulsive Held wird voll krankhaft gereizter Ueberbewußtheit. Alexander erkennt sich selbst in Arrhidäus, nur „in einer grauenhaften und widerlichen Verzerrung". Einmal sieht er unter den vielen Gesichtern eins, das ihm sein eigenes zu sein scheint, „seine eigene Stirn, nur daß sie von der lebendigen Kraft der That verlassen war; sein eigenes Auge, nur müde von Träumereien, seinen Mund, aber auseinandergezogen und unentschieden durch Trägheit des Gefühles".

Dies Erschaudern vor anderen Möglichkeiten als denen, „die ihm in seiner Lebenstrunkenheit so selbstverständlich erschienen waren", „dies Nachhallen längst vergessen geglaubter Töne", ist die Metaphysik dieser Psychologie. Der grandiosen Form des königlichen Helden gegenüber ist die Träumer- und Literatengestalt des Arrhidäus grotesk gezeichnet. Dieser Schatten und Affe Alexanders, seine

Parodie, der zu spät Geborene und im Dunklen Wandelnde ist eben so lächerlich und rührend wie Alexander bewundernswerth und erschreckend. Wenn Dieser seinen Weg in der göttlich unproblematischen Gradheit der Urkraft schreitet, so ist Haltung und Weglinie des Arrhidäus die eines Trunkenen und zugleich doch schon Ernüchterten. Er ist verlogen und wahr, verdüstert und übermäßig lustig, feig und tollkühn, haltlos und gläubig, wunderbar im Träumen, albern im Handeln, unselig und ein Beglückter. Er hat das antipodische Verhältniß zum Leben und zur Form des Lebens wie Alexander. Vor der Schlacht, in strahlender Sonne, auf leichtem Roß die Reihen seiner Soldaten entlang reitend, auf der Stirn undurchdringlich und ehern das Zeichen des Unbesiegbaren: Dies ist der Höhepunkt von Alexanders Existenz, der Augenblick seiner höchsten Schönheit, Das, was er an sich preßt, „ohne es zu wissen". Nicht im gelebten Augenblick, im „Sein", kann Arrhidäus den Gipfel seiner Möglichkeiten gewinnen, sondern im betrachteten „Sein", im „Schauen", in der tiefsten Einsamkeit und Selbstbesinnung, in der widerwillig sich losringenden, unerbittlichen Erkenntniß seiner hingegebenen Seele, in der er ahnt, „welch ein Mensch mit Alexander hingegangen sei". Ein „echter Künstler", hat er in diesem Augenblick höchster „Selbstlosigkeit" den Grad seiner Schönheit erreicht.

Wie Alexander mit Hephaistion seine Einheit und Ungebrochenheit verliert, so bedeutet das Erscheinen des Arrhidäus, sein jemaliges Zusammentreffen mit Alexander immer zugleich eine entscheidende Phase von seinem tieferen Hineingleiten in Verfall und innere Spaltung. Arrhidäus kommt am selben Morgen, der das furchtbare Bild von Hephaistions tötlicher Umarmung mit der fieberkranken Asiatin beleuchtet, mit seiner Schaar vom Tigris herüber. Je mehr Alexander sich gespensterhaft in ihm erkennt, der die Umkehr seines Wesens darstellt, desto mehr wird ihm Hephaistion entrückt. Der Höhepunkt dieser Identifizirung ist das Zwiegespräch der Beiden im Thurm, das wie ein unheimliches Selbstgespräch Alexanders wirkt. So fern steht er hier dem „Spiegel seiner verlorenen Kraft", daß ihm selbst die Leiche Hephaistions unerreichbar entrückt ist. Symbolisch die Verbrennung des Charippos.

Die überwache Bewußtheit des naiven Menschen ist das Anzeichen seiner Zerstörung. Nur der Tod selbst, seine Nähe und Ahnung kann Alexander zerbrechen. Wenn der Weise stirbt, dann ist das bewußte Leben, die „Erkenntniß" in ihm stark genug, sein kreatürliches Blut sozusagen in überirdischen Stoff zu verklären. Der individuelle Wille entsagt sich selbst in der ehrfürchtigen Hingabe an eine höhere, überpersönliche Kraft. Der naive Mensch des erkenntnißlosen, animalischen Lebens stirbt in dem qualvollen Krampf der Kreatur. So ist Alexanders Sterben, dem als äußerster Kontrast die freiwillige Selbstverbrennung des Indiers Kondanyo gegenüber gestellt ist. Wenn Dieser, müde des „unvollkommenen Lebens", mit weitgeöffnetem Blick in das Land hin-

übergeht, das ihm licht wie die Sonne scheint, so verhüllt Alexander sein Haupt, wagt nicht, dem Tod ins Auge zu sehen. Es ist eine furchtbare Jagd ins Dunkle; seine Qual potenzirt sich im Verhältniß seiner Größe zu der anderer Sterblichen. Er wird nicht einfach hingerafft, sondern gemordet, wie ein wildes Thier umstellt, überfallen, zerrissen und zertreten

Diese Todesszene ist für das Verhältniß Wassermanns zur „Geschichte" höchst charakteristisch. Die pragmatische Thatsache ist ihm völlig dienstbar geworden. Aber nicht um der spielerisch-artistischen Sucht dekorativer Wirkung willen. Auch nicht in dem ehrfürchtigen Ernst, historisch konturirte Gestalten und Schicksale in ihrer mythischen Wahrheit zu fassen oder sie in der furchtbar klaren Beleuchtung der Einmaligkeit naturalistisch darzustellen.

Ich möchte die Gestaltungform Wassermanns in diesem Roman im Gegensatz zur symbolischen eine visionäre nennen. Im symbolischen Schaffen ist die Gestalt in ihrem Centrum erfaßt, sie steht mitten im Weltraum, in einer Grenzenlosigkeit der Beziehungen: es ist wie ein Traum Gottes. Das visionäre Werk strahlt nicht in den Weltraum aus, sondern in das Herz des Dichters. Seine Wahrheit ist nicht undurchdringlich und unabsehbar, sondern von dem Ring der dichterischen Phantasie begrenzt. Es ist nicht wie ein Traum Gottes, sondern wie der Traum eines Künstlers. Wenn die Realität des symbolischen Werkes durchleuchtet ist, ohne dadurch vermindert, verwischt oder verhauchend zu sein, so ist die Körperlichkeit des visionären Kunstwerkes zugleich überdeutlich und schattenhaft. Dieses Ueberdeutliche und Schattenhafte scheint mir das Charakteristikon des Darstellungstils im „Alexander". Eine starke Herausarbeitung der körperlichen Plastik sowohl im Bau der Figuren als im Bau der Umwelt. Etwas einförmig marmorn Stilisirtes ist in die Gestaltung der Menschen hineingekommen, auf deren innere Zeichnung in früheren Werken in einer gewissen impressionistischen Helldunkelmanier das Hauptgewicht gelegt wurde. Umgekehrt war in früheren Werken die Umwelt nur aus den Umrissen gestaltet, die der Schatten der Hauptgestalt warf. Im „Alexander" steht diese Umwelt in einer Deutlichkeit da, daß man eher sagen kann: Die Gestalten sind wie aus den Umrissen modellirt, den der Schatten des Weltbildes wirft. Nicht mehr wie früher sind die dürftigen Mittel der Einstellung von Horizonten: die Analyse im Gespräch, der Dialog über soziale, ethische, religiöse und künstlerische Probleme, die betastende, aber nicht überschauende Beschreibung von Situationen und gesellschaftlichen Zuständen. Freude an breiter epischer Anlage hat diese Welt gestaltet. Ein Schwelgen in dem Glanz und der Ueppigkeit des Materials, das eine handwerksfreudige Gewissenhaftigkeit in einer Fülle von Details zusammentrug. Ein bildnerischer Rausch an einer Welt gluthfarbig von einander sich abhebender Gestalten, der aber keineswegs zur Selbstherrlichkeit des Details, zur ausmalenden Situation geführt hat.

Diese Welt ist in strengem Kunstverstand dem Gesetz epischer Bewegung unterworfen, wie Landschaft und Architektur nur als ein Dienendes, niemals um ihrer selbst willen, sondern als Boden und Hintergrund bewegter Figuren aufgefaßt sind. Man könnte also von einer Darstellung sprechen, die, dem Naturalismus Turgeniews und Dostojewskijs gegenüber, der in Wassermanns ersten Romanen bewußtes und unbewußtes Vorbild war, auf Plastik und epischer Bewegung, auf klarer, deutlicher Sichtbarkeit begründet und deren wesentlicher Einsatz ein Streben nach Stilreinheit ist. Aber wie der griechische Held des Romanes dem romantischen Doppelgänger-Erlebniß erliegt, so ist die Klarheit und Einfachheit des Stilideals gebrochen. An irgend einem Punkt bedeuten Fabel, Gestalten und Umwelt nichts mehr an sich selbst, ihre Körperlichkeit verzerrt sich, die Welt ist wie von einem Dunstkreis umringt, der aus den Gestalten Schemen macht, sich ablösende, taumelnde Bilder eines Fiebertraumes. Hephaistion und Arrhidäus zerfallen zu Schatten von Alexander. Die Historie ist aufgelöst in Halluzination.

An jedem Schaffensprodukt ist das jeweilige Verhältniß der geistigen und elementaren Natur des Künstlers tief entscheidend für seine Form; denn dieses Verhältniß ergiebt die Grund-Schaffensstimmung, aus der sich der Kern und die Schale des Werkes ansetzt.

Als Wassermann die Agathon-Gestalt schuf, hatte sein fast knabenhafter Blick noch nicht sehen gelernt, vergrößerte und übertrieb die eine Wahrnehmung, übersah und vernachlässigte die andere. Die „Welt" in den „Juden von Zirndorf" und in der „Geschichte der jungen Renate Fuchs" ist noch durchaus formlos, chaotisch, künstlerisch unzureichend gestaltet. Vergleicht man aber den Tod Agathons mit dem Tod Alexanders, so muß man sagen, daß die Lebensstimmung, aus der sich Agathons Tod löste, eine harmonischere war als jene, die den Boden für die Sterbeszene im „Alexander" bereitete. Agathons Tod ist keine Flucht und kein offenes, selbstgewähltes Martyrium. Es ist ein Dahingehen, „voll vom Geschick und von der Bestimmung". Er ist die Natur, die sich ihrer selbst bewußt geworden, deren dunkle Stimme edle, unbeirrte Gesinnung, deren Dumpfheit Ziel und Richtung gewonnen hat. Darum kann er zum Erlöser Renates werden, die die dunkle, unbewußte Natur ist. In der Liebesnacht, die ihm den Tod bringen muß, schenkt er ihr die „Wiedergeburt" und erfüllt seinen eigenen Lebensglauben „von der freudigen Schuldlosigkeit einer neuen Sinnlichkeit, eines neuen, erlösten Geschlechtes". Die harmonische Kraft der ersten Jünglingsjahre, wo die seelische Erkenntniß von so hohem Flug ist, um die bodenlose Dunkelheit der animalischen Natur zu durchleuchten, konnte ein so wunderbar musikhaftes Sterben schaffen, wie es der Tod Agathons ist.

Die erwachende „Bewußtheit", menschlich wie künstlerisch, treibt sich

gern auf die Spitze und wird Uebermaß. Der „Moloch" ist ein Produkt solcher Art; ich möchte ihn als das Werk nennen, in dem Wassermann den Journalismus endgiltig überwunden und die Zucht eines Stiles gefunden hat. Der unkontrolirt hinströmende Schaffensdrang früherer Werke ist gekühlt. Komposition und Fabel sind von einem abwägenden Verstandeselement beherrscht. Eine tiefere animalische Elementarität ist zu Gunsten einer reineren und leichteren Geistigkeit verloren gegangen, deren Auswüchse im Kontrast zur früheren Verschwommenheit und Ungleichmäßigkeit die jugendlichen Schnörkel selbstgefälliger Bewußtheit aufweisen. Die Darstellung von Arnold Ansorges Tod entspricht dieser seelischen Epoche. Wenn Arnold in tiefem Verstand seine Schuld abwägt und ermißt, daß nur eine einzige Handlung, der selbstgewählte Tod, die Schmach des Schmutzes von ihm abwaschen kann, so handelt er aus innerstem, ästhetischem Motio, wie Agathon aus dem religiös-übersinnlichen Heilandsgefühl.

Im „Moloch" war das Verhältniß der unbewußten und der bewußten Natur kein rein aufgelöstes. Das Elementare war zurückgedrängt, nicht verklärt worden und es war zu erwarten, daß es noch einmal, sich an dem Zaum rächend, hervorbrechen würde. Als Wassermann die Fabel von dem großen Thatenmenschen wählte, der nachtwandlerisch in einem stolzen „Prunktraum" durch das Leben jagt, bis er in Todesgedanken aus seiner Selbstflucht zur Selbstbesinnung erwacht und zum grüblerischen Träumer zerbricht, als er den Roman schrieb, der eigentlich zwei Helden hat, einen ungebändigt elementaren und sein Gegenspiel, den überreizt bewußten, da war nicht die Harmonie, sondern die Dissonanz des Bewußten und des Unbewußten sein Innenzustand, sozusagen die Zweitheilung seines Wesens. Niemals war Wassermann religionloser, heidnischer als in diesem Buch, das doch so viel geistige Selbständigkeit, künstlerische Reife und Selbstzucht zeigt. Schuf dieser gereifte Kunstverstand eine episch bewegte Gestaltenwelt, so war es, als wenn das Blut selbst, der Saft orientalischer Rasse, in elementarer Wildheit sich an diesem Gebild berauschte und es ins Fieberhafte, Unreale, Halluzinatorische auftriebe. Das Kunstwerk, das man dem symbolischen gegenüber als das visionäre bezeichnen kann, entstand.

Wenn Flauberts „Salammbô" einem grandiosen steinernen Gebäude vergleichbar ist, das aus einem einzigen Marmorblock gehauen scheint, einer in zäher Intensität festgehaltenen und durchgeführten inneren Anschauung, so möchte ich die Gebrochenheit, das Unkompatible im Stil des „Alexander" einer Mischung von Blut und feuerflüssiger Bronze vergleichen. Ein einziges Element im Buch weist auf eine zukünftige, ausgleichende Entwickelung: die Sprachkunst. Nirgends versagt die Musik, der Rhythmus dieser rein gebauten Perioden, die der in einen heißen südlichen Himmel aufstrebenden kunstvollen Architektonik zu vergleichen sind.

Wien. Julie Wassermann.

Ein Brief.

Vor acht Tagen hat Ladon hier gesagt, die Vereinigung des Steinkohlenbergwerkes Nordstern mit dem Hüttenzechenconcern Phönix-Hörde sei von dem größten Industriellen des Rheinlandes, Herrn August Thyssen, erdacht und ausgeführt worden. „Thyssen ist Vorsitzender des Aufsichtrathes vom Nordstern und hat in dieser Stellung bisher die Interessen einer Reinen Zeche vertreten. Durch die Vereinigung mit der Hüttenzeche Phönix bekommt Nordstern, nach der bekannten Entscheidung des Reichsgerichtes, ohne Weiteres die Eigenschaft einer Hüttenzeche; seine Produktion dient in erster Linie also zur Deckung des Bedarfes der eigenen Hütten und kommt erst dann für die Betheiligung beim Kohlensyndikat in Betracht. Einzelne Reine Zechen, darunter auch Nordstern, führen Prozesse gegen das Kohlensyndikat wegen der angeblich nicht vorauszusehenden Bevorzugung der Hüttenzechen; und es hieß, die beiden Gruppen wollten sich auf der Basis einigen, daß die Hüttenzechen ihr Betheiligungsquantum an das Kohlensyndikat voll zu liefern und für die fehlenden Quoten die jeweilige Umlage zu zahlen haben. August Thyssen aber widersetzte sich diesem Ausgleich und schied dann aus dem Vorstande des Kohlensyndikates ... Die unter Thyssens Einfluß stehenden Zechen, also zunächst Gelsenkirchen, Deutscher Kaiser, Mülheimer Bergwerkverein, die ungefähr den sechsten Theil der Gesammtbetheiligung beim Kohlensyndikat haben, können nicht gezwungen werden, vor Ablauf des Syndikatvertrages aus dem Verbande zu scheiden. Vorläufig ist Thyssens Rücktritt eine persönliche Angelegenheit; die weitere Wirkung dieses Ereignisses wird abzuwarten sein. Man muß mit der Möglichkeit rechnen, daß der gesammte Thyssen-Concern in absehbarer Zeit einmal als Konkurrent des Kohlensyndikates auftritt." Gegen diese Sätze wendet sich der folgende Brief:

Schloß Landsberg bei Kettwig,
am zehnten Februar 1907.

Hochgeehrter Herr Harden!

Der Artikel, den die „Zukunft" über Nordstern bringt, ist nicht zutreffend, so weit meine Person dabei in Frage kommt. Ich war seit drei Wochen im Augustinerkloster in Cöln, wo ich mich einer Operation unterwerfen mußte. Unmittelbar nach der Operation besuchte mich Herr Kommerzienrath Hagen aus Cöln und theilte mir mit, daß der Phönix auf Nordstern reflektire und Verhandlungen mit den Hauptbetheiligten schweben. Die Bedingungen, die mir Herr Kommerzienrath Hagen mittheilte, fand ich für Nordstern durchaus annehmbar. An den Verhandlungen konnte ich mich selbstverständlich nicht betheiligen. Die Meinungverschiedenheiten der Gewerkschaft Deutscher Kaiser mit dem Kohlensyndikat stammen aus der Vergangenheit und haben mit Nordstern nichts zu thun. In Bezug auf die Umlage bestehen zwischen der Gewerkschaft Deutscher Kaiser und dem Kohlensyndikat keine Differenzen. Aus dieser Mittheilung werden Sie ersehen, daß ich in der Nordstern-Angelegenheit keine leitende Stelle gehabt habe und an den Verhandlungen nicht betheiligt sein konnte. Im beiderseitigen Interesse ist mir die Berichtigung der Angaben erwünscht. Mit vorzüglicher Hochachtung August Thyssen.

Henrik Ibsen.*)

Seit wir das letzte Mal versammelt waren, ist das berühmteste Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften und Norwegens berühmtester Sohn gestorben. Henrik Ibsen war, wie wir Alle wissen, kein Gelehrter; er war, wie er selbst gesagt hat, Dichter und nur Dichter. Wenn sich trotzdem die Gesellschaft der Wissenschaften die Ehre gab, Ibsen zum Mitgliede der Gesellschaft zu ernennen, so geschah es wohl nicht nur, um sich mit seinem berühmten Namen zu schmücken, auch wohl nicht, weil man ganz im Allgemeinen das Verwandte und Gemeinsame in den Bestrebungen der Dichtung und der Wissenschaft erkannte; es geschah wohl, weil man besonders in Ibsens Dichtung Uebereinstimmung mit dem Geist der modernen Wissenschaft fand. Hierin hatte man meines Erachtens Recht. Will man mit einem Wort das Merkmal zu bestimmen suchen, das aller modernen Wissenschaft gemeinsam ist und wodurch sie sich von der Forschung älterer Zeiten unterscheidet, so müssen wir gewiß bei dem Wort „Voraussetzungslosigkeit" stehen bleiben. Hier treffen sich alle Zweige physischer, chemischer, biologischer und humaner Forschung.

Kein Forscher der Gegenwart wird sich dazu bekennen, daß er arbeitet, um zu einem gegebenen Resultat zu kommen. Von dem Gelehrten, der aus Rücksicht auf eine religiöse, politische, soziale oder patriotische Ueberzeugung wissentlich und absichtlich eine Thatsache wegeskamotirt oder verdreht, sagen wir nicht mehr, er sei ein Vorkämpfer des Glaubens oder ein guter Patriot; wir sagen von ihm einfach, er mache sich der Pfuscherei schuldig.

Wird Dies so ganz im Allgemeinen ausgesprochen, dann wird es sicherlich bei keinem denkenden Menschen auf Widerspruch stoßen. Schwieriger kann sich die Sache in einzelnen Fällen stellen. So haben wir vor nicht langer Zeit erlebt, daß in unserem Vaterlande der Träger des größten wissenschaftlichen Namens in seiner Gesinnung verdächtigt wurde, weil er in seiner Forschung zu Resultaten gekommen war, die gewissen chauvinistischen Wünschen widersprachen. Solches Raisonnement ist aber der Erbfeind aller Forschung und wurzelt in einem Gedankengang aus verschollenen Zeiten, da die Wissenschaft im Solde der Theologie oder anderer eben so anspruchvollen Herrschaften frondete. Die moderne Wissenschaft ist als solche ohne Religion und ohne Vaterland, an keine anderen Rücksichten irgendwelcher Art gebunden außer an die, die unerbittliche Wahrheitliebe auferlegt.

*) Gedächtnißrede, gehalten in der Gesellschaft der Wissenschaften zu Christiana.

In diesem Grundverhältniß besteht, so weit ich sehen kann, nicht nur Aehnlichkeit und Verwandtschaft zwischen der Wissenschaft und Henrik Ibsen: hier besteht vollkommene Uebereinstimmung.

Sehen wir einen Augenblick ab von Ibsens Dichtung als Kunstwerk und suchen wir nach Dem, was er bei all seinem Wirken auf dem Herzen hatte, dann bleiben wir wieder bei dem selben, nicht gerade wohlklingenden, aber bezeichnenden Wort „Voraussetzungslosigkeit" stehen. Dieses ist das Ideal, auf das er bei all seiner Arbeit zustrebt: selbst zum freien, vorurtheillosen, selbständigen Urtheil vorzudringen und uns dahin zu führen. Er hat Dem in den verschiedenen Zeiten seiner Entwickelung viele verschiedene Namen gegeben; es handelt sich aber doch immer um das Selbe. Wenn er sein Volk groß denken lehren, wenn er die Gespenster aus den Dachkammern unserer Seelen hinauslüften, wenn er die im Schiffsraum mitgeführte Leiche über Bord werfen, in rührendem Optimismus alle Menschen zu Adelsmenschen machen will, dann meint er immer das Selbe. Denn groß denken heißt in Ibsens Mund: selbst denken; die Gespenster, die er bekämpft, sind die vererbten Vorurtheile, die unser selbständiges Sehen blenden; und ein Plebejer ist im Munde Stockmanns ein Mann, der die Gedanken Anderer, ein Adelsmensch aber im Munde Rosmers ein Mann, der seine eigenen Gedanken denkt.

Durch immer tiefer und tiefer gestellte Fragen hat Ibsen in jedem neuen Werk neue Kammern in unseren Seelen aufgebrochen, hat er uns nackt und bloß gefragt, bloß von Voraussetzungen, hat er uns jeder Illusion und jedes Selbstbetruges entkleidet, hat er uns mit Dem konfrontirt, was ist, und uns, jeden Einzelnen von uns gezwungen, vom Kern eines Mannes aus Stellung zu nehmen zu sich selbst, zu seiner Umgebung, zu den Problemen des Lebens, ohne sich auf die Krücken irgendwelcher Autorität zu stützen. Er hat uns aus dem Heim hinausgeführt, aus der Kirche, aus dem Staat, von all den Mächten weg, die für uns denken und fühlen wollen; und kehren wir wieder zurück, so auf alle Fälle als freie Menschen, die Lust bekommen haben, Alles zwischen Himmel und Erde in Frage zu stellen.

Der tiefsinnige französische Moralist Larochefoucauld sagt in einer seiner Sentenzen: Les persones faibles ne peuvent être sincères. Das heißt, ins Positive übertragen: nur starke Menschen können aufrichtig sein. Ibsen war eine der allerstärksten Persönlichkeiten seiner Zeit und ist deshalb auch eine der aufrichtigsten; er verheimlicht nichts, er sagt erbarmunglos Alles, was er sieht, ohne Rücksicht darauf, was er oder Andere zu sehen wünschen könnten: er gehorcht Gott mehr als den Menschen, und hat er auch mit Schmerzen viele kleine Pietätgefühle für uns vernichtet, so hat er zum Entgelt das große Pietätgefühl in uns gegründet: die tiefe und demüthige Ehrfurcht vor der Wahrheit.

Man hat Ibsens Dichtung oft wegen ihrer Objektivität gepriesen; die Ibsens wie die Shakespeares und Goethes. Und hierin hat man sicher Recht; dann muß man sich aber auch darüber klar werden, was man unter Objektivität versteht. Eigentlich bedeutet das Wort wohl nur, daß das Kunstwerk ausgetragen, daß es fertig ist; daß es ganz von der Dichterseele losgelöst ist und sein eigenes, unabhängiges Leben führt. Insoweit ist alle vollkommene Dichtung objektiv und alle subjektive Dichtung mangelhaft; und insoweit sind Ibsens beste Arbeiten völlig objektiv. Das ist aber nur eine rein ästhetische Bestimmung; geht man vom Aesthetischen ins Psychologische, dann wird das Verhältniß plötzlich entgegengesetzt und Ibsen wird der subjektivste Dichter unserer Zeit. Das Selbe gilt, wie wir wissen, für Goethe und, wie wir sicher annehmen dürfen, für Shakespeare. Goethe sagte, seine Dichtung sei seine Selbstbiographie, und Ibsen hat (mit anderen Worten) genau das Selbe gesagt: „Alles, was ich dichterisch hervorgebracht habe, hat seinen Ursprung in einer Stimmung und einer Lebenssituation gehabt; ich habe niemals Etwas gedichtet, weil ich, wie man so sagt, ‚ein gutes Sujet gefunden hatte'."

Natürlich hat Ibsen, wie alle anderen Dichter, von außen her Stoff geholt und Impulse empfangen, aus Büchern und noch weit mehr aus dem Leben ringsum. Tiefer als der Blick der Allermeisten ist jedoch sein Blick nach innen gekehrt; seine eigene Seele ist sein eigentlichstes Forschungobjekt. „Du kannst mir glauben", schreibt er an Björnson, „daß ich in meinen stillen Stunden ganz hübsch in meinen eigenen Eingeweiden herumwühle und sondire und anatomire, und zwar an den Stellen, wo es am Wehsten thut." Indem er die Sonde immer tiefer und schmerzender in sein eigenes Innere einführte, wurde er in den Stand gesetzt, seine vielen merkwürdigen Entdeckungen aus den Tiefen des Seelenlebens hinaufzufördern; er ist streng gegen sich selbst gewesen, unerbittlich in seiner Selbstbeobachtung; selbst von denen seiner Gestalten, die er unserem Gelächter und unserer Verachtung ausgeliefert hat, erzählt er, daß er in ihnen durch Selbstanatomie viele Züge seines eigenen Wesens zu Tage förderte. Es ist also keine Redensart, sondern der nüchternste Ausdruck für eine ernste Thatsache, wenn er sagt, „Dichten heißt: Gerichtstag halten über sein eigenes Ich".

Das ist jedoch nur die eine Seite der Dichtung; die andere, die künstlerische, ist die, diesen Gerichtstag so zu halten, daß auch wir dazu gebracht werden, Gerichtstag über uns selbst zu halten. Oder wie Ibsen es in einer seiner Reden ausdrückt: Dichten ist sehen, „aber, wohlverstanden, so sehen, daß der Empfänger das Gesehene sich so aneignet, wie der Dichter es gesehen hat".

Dies zu erreichen, war Ibsens Lebensziel; in nie befriedigtem Drang nach Vollkommenheit stieg er durch mehr als ein halbes Jahrhundert höher und höher im Können; und schließlich stand er in seiner Kunst da als Meister

und Lehrer der ganzen Welt. „Die Begabung ist kein Privileg, sie ist eine Pflicht", sagt er; und ich kenne in der ganzen Geschichte Keinen, der sein Genie mit größerem Ernst verwaltet hätte als Henrik Ibsen. Sein Dichten war ihm Alles; er lebte wie ein Künstlerasket, für den alle Lebenswerthe der Kunst untergeordnet waren, ja, nicht existirten; er tauchte in den Seelen seiner Gestalten unter, lebte in ihnen und wuchs mit ihnen, beobachtete und belauerte sie vom Morgen bis zum Abend; ihre Welt war seine Welt, ihre Kümmernisse und Freuden waren seine Kümmernisse und Freuden. „Ich mache in der Regel drei Fassungen meiner Dramen", erzählte er, „die weit von einander abweichen; in der Charakteristik, nicht im Gang der Handlung. Wenn ich an die erste Beobachtung eines Stoffes gehe, ist es, als wenn ich meine Personen von einer Eisenbahnfahrt her kennte: die erste Bekanntschaft ist gemacht, man hat sich über Dies und Das unterhalten. Bei der zweiten Niederschrift sehe ich schon Alles viel deutlicher vor mir und ich kenne die Menschen ungefähr, wie man sich nach einem vierwöchigen Badeaufenthalt kennt: ich habe die Grundzüge von ihrem Charakter und ihre kleinen Eigenheiten erfaßt, doch ist ein Irrthum in wesentlichen Dingen noch nicht ausgeschlossen. Endlich stehe ich in der dritten Fassung an der Grenze meiner Erkenntniß: ich kenne meine Menschen aus nahem und langem Verkehr, sie sind meine vertrauten Freunde, die mir nicht länger irgendwelche Enttäuschungen bereiten werden; so, wie ich sie nun sehe, werde ich sie immer sehen."

Die Beschreibung, die Ibsen hier vom Werden seiner Werke giebt, scheint mir merkwürdig zutreffend auch für den Weg, den sie bis zu unserem Bewußtsein zurücklegen, für ihr Wiederauferstehen in unserer Seele. So werden wir Schritt vor Schritt tiefer in seine Welt hineingeführt, nicht nur Akt vor Akt bis zum Schluß des Dramas, sondern noch mehr bei jeder neuen Lecture, jeder neuen Aneignung seiner Schöpfung.

Arne Garborg hat aus Anlaß von Jonas Lies „Hellseher" gesagt: „Die Feuerprobe bestehen nur wenige Bücher: man liest sie in der Jugend und wird von ihnen ergriffen; dann liest man sie zwanzig Jahre später und wird eben so stark ergriffen, findet sie gleich neu." Es giebt aber eine Probe, die noch seltener bestanden wird: man liest ein Buch und wird von ihm ergriffen, man liest es einige Jahre später wieder und es ist, als lese man ein anderes Buch; eine neue Welt thut sich uns auf, von der wir bei der ersten Lecture nur undeutlich die Umrisse erblickten. Ein ums andere Mal ist es mir so mit Ibsens Büchern gegangen; die in der Zwischenzeit vermehrte Lebenserfahrung gab mir die Mittel zur tieferen Aneignung. So wirkt nur das Leben selbst und die höhere Potenz des Lebens, die die große Kunst ist.

Der andauernde intime Verkehr des Dichters mit seinen Personen macht sie so lebend, daß wir sie niemals los werden, wenn wir einmal ihre Bekannt-

schaft gemacht haben. Sie halten uns fest, dringen in unsere Seelen ein, werden unsere eigenen Erlebnisse; wir werden gezwungen, uns mit ihnen zu vergleichen und uns an ihnen zu messen; wie wir bei ihrem Entstehen selbst anatomische Geräthe in der Hand des Dichters waren, so werden sie auch für uns Mittel zu vertiefter Selbstprüfung. Wer von uns hat nicht Augenblicke gehabt, wo er wie Peer Gynt dasaß und seines Lebens „Zwiebel" zerpflückte, Schicht vor Schicht abschälend, bang nach dem Kern spähend, der nicht kam, nie kam; und vielleicht waren gerade solche Augenblicke die kernbildenden in unserem Leben. Wer von uns hat sich nicht wie der selbe Peer gezwungen gesehen, dem Klagegesang der „Knäuel" zu lauschen, den wehmüthigen Anklagen ungesungener Lieder, unbestellter Thaten und unvergossener Thränen? Und wer hat nicht wie er einen kritischen Augenblick in seinem Leben gehabt, wo er, nachdem er Jahre in oberflächlichem Egoismus vergeudet hat, in der Stunde der Abrechnung angstvoll vor dem Unersetzbaren steht: „O Ernst, hier war mein Kaiserthum!" Mancher von uns hat vielleicht auch, und gerade in Stunden, wo wir mit uns selbst zufrieden und daran waren, über uns selbst gerührt zu werden, zu seiner Ueberraschung plötzlich im Klang seiner eigenen Stimme Etwas von Hjalmars falschen Tönen gehört, hat innegehalten und den Weg zum Natürlichen zurückgefunden? Und so könnte ich fortfahren.

Indem er unser Gehör für den Klang des Unechten und des Echten schärfte, hat Ibsen unsere Bescheidenheit vertieft, unsere Demuth fruchtbar gemacht, uns in der gesunden Verachtung und der wahren Ehrerbietung gestärkt.

Ein solches Riesenwerk wird nicht umsonst gebaut. Henrik Ibsen war kaum Das, was wir gewöhnlich unter einem glücklichen Mann verstehen.

Gewiß fielen Lichtstreifen auf seinen Weg; er liebte das Geld, wie wir aus seinen Briefen ersehen: und auf seine alten Tage wurde ihm diese Liebe befriedigt; er war, scheint es, auch ein eitler Mann: und er wurde mit Ehrungen überschüttet; er war natürlich ein ehrgeiziger Mann: und er erlebte, daß sein Name weiter hinaus in die Welt drang als der irgend eines anderen Norwegers, seit Norwegen besteht. Er hat gewiß auch tiefere und persönlichere Freuden gehabt als diese; die selige Hingebung in Augenblicken des Empfangens, wenn der schöpferische Strom wie ein Kreuzzugsjubel durch seine Seele ging, und ganz in der Tiefe die Sekunden, da seine Selbstkritik ihn sich ganz auf der Höhe seiner eigenen strengen Anforderungen fühlen ließ. („Brand ist ich selbst in meinen besten Augenblicken", schreibt er einmal.)

Aber trotzdem: Glück, im gewöhnlichen bürgerlichen Sinn, Ruhe, sorglose Harmonie, Zufriedenheit, Gleichgewicht: Das war sein Los sicher nicht. Dazu war sein Idealismus zu brennend und sein Wirklichkeitsinn zu unerbittlich. Und dazu war zu viel von einem Flagellanten in seiner Seele. So lange er die Vollkraft seines Geistes hatte, fuhr er fort, seine schmerzenden

Fragen zu stellen; und die grausamste von ihnen allen stellte er wohl in seinem letzten Drama. Denn hier richtete sich der Zweifel gegen Das, was Ibsen mehr werth war als sein Leben, gegen sein eigenes Werk, sein Dichterschaffen. So wagte er zu fragen, der gegen sich selbst Unbarmherzige: Nun habe ich ein langes Menschenleben hinter mir, das ein einziges Opfer für Das war, was ich für meinen Lebensberuf hielt; ich habe allen Freuden des Lebens den Rücken gekehrt und bin von diesem Einen aufgebraucht worden: meine Kunst zur Vollkommenheit zu üben; ich ward umjubelt und berühmt; welches Glück ist nun aber darin? Vielleicht war das Ganze ein unglücklicher Irrthum. Die Wirklichkeit ist gewiß mehr werth als alle Bilder, wie herrlich sie auch sein können. War das Ganze das Opfer werth?

Alle Leser Ibsens stehen mit ihm in einem heimlichen Bund; denn unter uns ist Keiner, den er nicht einmal oder öfter im Leben sozusagen auf frischer That ertappt, den er nicht gezwungen hat, sich selbst ins Auge zu sehen und zu erröthen. Dieses im Herzen, das rein persönliche Erleben, über das wir vor Anderen nicht sprechen mögen, sollen wir Ibsens gedenken, der in all seiner Dichtung sich Mann zu Mann und unter vier Augen an uns gewandt hat.

Christiania. Professor Gerhart Gran.

Verbrannte Schiffe.

Er wandte die Steven
Seiner Schiffe gen Süd,
Nach freundlichern Häfen,
Der Nordgötter müd.

Des Schneelands Signale
Versanken im Meer;
Im Südsonnenstrahle
Schwieg sein Begehr.

Er verbrannte seine Schiffe; —
Da spannte sich blau
Zum nordischen Riffe
Einer Rauchbrücke Bau.

Nach den Hütten Verschneiter
Aus der Südhaine Pracht
Reitet ein Reiter
Nacht nun um Nacht.

Henrik Ibsen.

Der Herr Vertheidiger.

In der „Fledermaus“ erklärt der bedauernswerthe Herr von Eisenstein, der, als Advokat vermummt, die Bekenntnisse seiner Frau mitanhören muß, wenn er im Zorn aus der Rolle gefallen ist, jedesmal mit krampfhafter Selbstüberwindung:

„Verzeihn Sie, wenn ich hitzig bin,
Der Gegenstand riß so mich hin;
Ich soll ja nicht beleidigen,
Ich soll ja blos vertheidigen!“

Er scheint zwischen Beleidigen und Vertheidigen also einen grundsätzlichen Unterschied anzunehmen. Damit zeigt er sich nun freilich als einen rechten Neuling in der Anwaltspraxis, zum Mindesten in der des modernen Berufsvertheidigers. Ein solcher Demosthenes läßt es zwar nicht gerade zu eigentlichen Beleidigungen kommen (er weiß sich eben auf feinere und unbedenklichere Art „mausig“ zu machen als so eine arme Fledermaus), aber im Uebrigen ist seine Parole: „Die beste Parade ist der Hieb“ und seine erste Aufgabe, den Angeklagten regelrecht „herauszuhauen“, auch wenn er sich selbst dabei gelegentlich etwas verhauen sollte. Denn es genügt heutzutage nicht mehr, den Beschuldigten leidlich weiß zu brennen oder gar seine Schuld nur zweifelhaft zu machen. Das wäre ein kümmerlicher Pyrrhussieg für den berühmten Berufsvertheidiger. Nein: die Geschworenen müssen sich beständig entrüstet fragen, wie es möglich war, einen solchen Mann überhaupt unter Anklage zu stellen, und am Schluß der Verhandlung muß Jeder, der ihn zu belasten, anzuklagen oder für verdächtig zu erklären gewagt hat, als ein vollendeter Schurke oder Esel dastehen. Auch damit ists noch nicht genug. Es muß so weit kommen, daß der Angeklagte selbst, wenn er in der Glorie des Märtyrers den Gerichtssaal verläßt, sich beinahe für unschuldig hält. Daß ein solches erhabenes Ziel auch vom gewandtesten Vertheidiger nur durch energisches aggressives Vorgehen erreicht werden kann, liegt auf der Hand. Deshalb steht er denn auch von Anfang an in Kampfespositur. Nicht nur sein Plaidoyer, sondern jede Frage oder Zwischenbemerkung, jeder Antrag, jeder Protest gegen eine Anordnung des Vorsitzenden oder des Gerichtes (und er protestirt unaufhörlich), wird zu einem schmetternden „J'accuse!“ gegen die Belastungzeugen, die Anklagebehörde, die Richter, das geltende Strafverfahren, die gesellschaftlichen Zustände, die öffentliche Moral und noch Anderes mehr, was seinem Klienten ungünstig sein könnte; kurz, der eigentliche Ankläger ist er; ist eigentlich auch der Richter, denn er spricht den Anderen das Urtheil. Mag im Uebrigen der Prozeß ausgehen, wie er will: er sorgt schon dafür, daß Keiner ohne empfindliche Schlappe, an der er noch lange zu tragen hat, daraus hervorgeht.

Mit begreiflicher Unruhe sieht man daher, sobald sich ein sensationeller Prozeß anspinnt, der Anmeldung des auswärtigen Universalvertheidigers entgegen und hofft vielleicht im Stillen noch, diesmal ohne ihn davonzukommen. Aber er riecht, wie Mörikes Feuerreiter, die brenzligen Sachen schon von fern; und müßte er auch „über hundert Meilen zum Schwurgerichtssaal eilen“: ehe man sichs versieht, ist er da und suchet, wen er verschlinge. Als erste Opfer fallen in der Regel die Belastungzeugen. Durch ein Kreuzfeuer von Fragen werden sie verwirrt und in

Widersprüche verwickelt, die intimsten Vorgänge ihres Privatlebens werden unvermuthet in den Gerichtssaal geworfen und von gierigen Reportern alsbald aufgeschnappt und die Gespenster der Meineidsanzeige, des bösen Leumundes, der Lächerlichkeit und zahlloser Mißhelligkeiten werden vor ihnen heraufbeschworen. Ach, wie beneiden sie, während sie dem Vertheidiger ins dräuende Auge sehen müssen, den Mann hinter ihm auf der Anklagebank, dem der Gefürchtete, während er sie herunterreißt, beständig das glänzendste Zeugniß ausstellt! Wie gern möchten sie mit ihm tauschen! Aber Das geht nun leider nicht ohne Weiteres; und so bleibt ihnen nichts übrig, als möglichst unbestimmt und ausweichend zu antworten und Alles, was sich noch fassen läßt, wieder zurückzunehmen, um den Gegner nicht noch mehr zu erzürnen. Endlich sind sie abgethan und kauern sich unter den mißbilligenden Blicken der Geschworenen und des Publikums auf den Zeugenbänken zusammen. Die zeigen so bald Keinen wieder an, und wenn Einer ihnen das Haus über dem Kopf anzündet, sagen sie, der Blitz habe eingeschlagen.

Sind die Zeugen glücklich zur Strecke gebracht, so beginnt erst der schwierigere Theil der Aufgabe, nämlich die Reibungen mit der Staatsanwaltschaft und dem Gericht. Den Geschworenen muß durch sie das Gefühl beigebracht werden, daß diese Behörden in unbilliger Weise gegen den Angeklagten voreingenommen sind, und sie müssen nach und nach so davon überzeugt werden, daß sie schließlich auf die Rede des Anklägers überhaupt nichts mehr geben und selbst die Rechtsbelehrung des Vorsitzenden mit Mißtrauen aufnehmen. Das wird nun am Besten durch gelegentlich eingestreute Kritiken und unabläßige Beantragung möglichst unausführbarer Entlastungbeweise mit entrüstetem Protest gegen deren (natürlich vorausgesehene) Ablehnung erreicht. Auch empfiehlt es sich, den Vorsitzenden durch diese und ähnliche Akte nervös zu machen, bis er endlich einmal seine ruhige Objektivität verliert und eine Angriffsstelle bietet. Hierbei sind die Grenzen der eigentlichen „Ungebühr" besser nicht zu überschreiten, doch kann bis hart an sie herangegangen werden. Den Staatsanwalt aus seiner Reserve herauszulocken, ist bei der impulsiven Natur dieser Beamten meist gar nicht so schwer und sehr dankbar.

Aber der eigentliche Sündenbock, den man sogar in absentia mit vorzüglichem Erfolge überall vorschieben, ja, sozusagen zugleich als Sturmbock benutzen kann, ist doch erst neuerdings entdeckt: der Untersuchungrichter. Den muß es ja zum Glück in jeder Schwurgerichtssache geben, und was er thut, muß er aktenkundig machen; man kann ihm also auf Schritt und Tritt „nachgrasen". Nun gehört ja ein Inquirent begrifflich wohl nicht zu den Leuten, denen man von vorn herein freudige Sympathie entgegenbringt; er kann auch in dem Wirrwarr der ersten Ermittelungen und bei deren erforderlicher Schleunigkeit leicht einmal fehlgreifen, hier zu scharf und dort zu lax auftreten oder sich in eine vorgefaßte Meinung verrennen. Daß all Dies für die Hauptverhandlung meist ganz gleichgiltig ist, da in dieser nur gilt, was in ihr selbst ermittelt wird, und der Zweck der Voruntersuchung mit der Feststellung des hinreichenden Verdachtes für die Eröffnung des Hauptverfahrens erschöpft ist, wissen die Geschworenen nicht; und wenn man es ihnen sagt, glauben sie es nicht. Deshalb sagt es ihnen der Herr Vertheidiger auch gar nicht erst, sondern führt ihnen nur die angeblichen Verfehlungen des Untersuchungrichters auf Schritt und Tritt vor Augen oder er läßts durch das Opfer, den Angeklagten selbst, thun und unterstreicht nur dessen Bemerkungen recht

dick. Der Angeklagte muß überhaupt so gut eingedrillt sein, daß alle seine Antworten nach Instruktion erfolgen und daß der Vorsitzende, mag er ihn fragen, wie er will, aus ihm nur immer wieder die Stimme des Vertheidigers heraushört, etwa wie aus dem Besessenen in Israel die Stimmen der zehntausend Teufel, bevor sie in die Säue fuhren. Auf diese Weise kann sich dann etwa folgende Verhandlung gestalten:

Vorsitzender: Angeklagter, Sie sollen zahlreiche Betrügereien verübt, Wechsel gefälscht und Meineide geleistet haben.

Angeklagter (höhnisch auflachend): Nach der Meinung des Untersuchungrichters, ja!

Vorsitzender: Sie haben ihm aber doch die meisten dieser Strafthaten unumwunden zugestanden.

Angeklagter: Weil er mir die Geständnisse erpreßt hat! (Bewegung unter den Geschworenen.)

Vertheidiger: Mein Herr Mandant behält sich, wenn er freigesprochen ist, Strafanzeige wegen Erpressung vor.

Staatsanwalt: Wenn, wenn . . .

Vertheidiger: Ja, „wenn"! Man wird Sie dazu nicht um Ihre Erlaubniß fragen, Herr Staatsanwalt!

Angeklagter (zu den Geschworenen): Wissen Sie, meine Herren, wie Geständnisse erpreßt werden? Man hat mich meiner Freiheit beraubt (Unruhe), man hat jedes Wort, das ich aussagte, protokolirt (Murren), ja, man hat meine Briefschaften durchstöbert und Alles, was ich im Gefängniß schrieb oder an Briefschaften empfing, von Anfang bis zu Ende durchgelesen! (Wachsende Unruhe.)

Vertheidiger (feierlich): Das Briefgeheimniß ist allen Völkern heilig meine Herren Geschworenen!

Vorsitzender: Das Alles entspricht lediglich den gesetzlichen Vorschriften Angeklagter.

Vertheidiger (düster): Auch die Folter war einst Gesetz. (Ein Geschworener bricht in Thränen aus.)

Angeklagter: Man hat sich nicht gescheut, Dinge, die man durch solche Manöver erfahren hatte, gegen mich zu verwerthen! (Pfui-Rufe im Zuschauerraum.) Man hat mich und Andere, selbst Leute, die mir nicht wohlwollten, indiskret nach meinem Vorleben gefragt und meinen Ruf dadurch auf immer zu Grunde gerichtet! Und nun schleppt man mich hierher und will mir gar eine entehrende Strafe auferlegen!

Vertheidiger: Ich frage Sie, meine Herren: Sind wir denn hier in Rußland? (Anhaltendes Zischen.)

Vorsitzender: Aber Angeklagter, das ganze erdrückende Beweismaterial gegen Sie . . . .

Angeklagter: Ist eine Erfindung des Untersuchungrichters! Dieser Mensch . . . .

Vorsitzender: Sie dürfen den Herrn Untersuchungrichter hier nicht als „Menschen" bezeichnen.

Angeklagter: Nein, den Namen verdient er allerdings nicht. (Zustimmende Heiterkeit.)

Vertheidiger: Ich behalte mir meine Privatabrechnung mit dem Herrn Untersuchungrichter vor. Ich werde . . .

Vorsitzender: Ja, mir scheint aber, daß es sich hier nicht um den Untersuchungrichter, sondern um die Thäterschaft des Angeklagten handelt.

Angeklagter: Erlauben Sie: Das läßt sich gar nicht trennen, denn meine Strafthaten existiren nur in den Protokolen des Untersuchungrichters. (Rufe: „Sehr wahr!" „Stimmt!" „Aha!")

Vertheidiger: Mein Herr Klient hat ganz Recht; und ich überlasse es Ihrem Urtheil, meine Herren Geschworenen, wer hier von Rechtes wegen auf der Anklagebank sitzen müßte. (Allgemeine Zustimmung.)

Vorsitzender (auffahrend): Herr Rechtsanwalt, diese Bemerkung . . .

Ein Geschworener: Ich bitte um Rechtsbelehrung, Herr Präsident, ob wir mit der Verneinung der Schuldfragen zugleich die Absetzung des Untersuchungrichters beschließen können?

Vorsitzender (in Verzweiflung): Meinetwegen!

Das wäre dann doch einmal eine glatte Abwickelung der Sache. Ja, die deutsche Rechtspflege kann sich glücklich schätzen, daß wir endlich auch nach französischem Muster den großen Universal- und Reise-Vertheidiger bekommen haben. Denn von dort stammt er; sein Ideal ist jener Maître Labori, der einmal zur Genugthuung aller Braven dem Dulder Dreyfus seine Dienste weiht, dann aber auch mit gleicher Verve für die Unschuld der „Großen Therese" eintritt. Freilich sind wir in Deutschland doch im Ganzen noch recht rückständig. Wir haben noch recht viele Vertheidiger alten Schlages, die sich berufen glauben, im Verein mit den Gerichts- und Anklagebehörden die Wahrheit ans Licht zu bringen, statt diese Behörden möglichst lahm zu legen und ihnen ihr schweres Amt noch mehr zu erschweren. Sie halten sich für einen wichtigen Faktor der Strafjustiz, ja, sie streiten sogar darüber, ob ein Anwalt, der von der Schuld des Angeklagten mehr oder weniger überzeugt ist, noch auf Freisprechung plaidiren dürfe. Für solche Kindereien hat der moderne Berufsvertheidiger natürlich nur ein mitleidiges Achselzucken. Als ob Unschuld und Freisprechung überhaupt Etwas mit einander zu thun hätten! Und als ob Alles, was ohne ihn ermittelt ist, überhaupt irgend welchen Ueberzeugungwerth hätte! Was sich so „bisheriges Verfahren" nennt, ist eben nur ein „Verfahren" der gesammte Sache und wird erst wieder eingerenkt, wenn er in Aktion tritt und das ganze Konglomerat von Fehlern aufdeckt. Wie schade, daß man ihn nicht gleich selber zum Richter oder Staatsanwalt machen kann! Aber dazu ist leider keine Aussicht: denn er steht sich besser so. Darum wird man ihn auch weiterhin als tragisches Verhängniß für die Schwurgerichtsanklagen in die Sitzungsäle treten und Furcht und Mitleid erwecken sehen, Furcht vor sich, Mitleid für den Angeklagten; ob aber für irgend Jemanden eine Läuterung daraus entstehen wird?

Die Leute, denen all Dies zu scharf und bitter erscheinen sollte, kann ich wieder nur auf die Worte des Herrn von Eisenstein verweisen: „Verzeihn Sie, wenn ich hitzig bin; der Gegenstand riß so mich hin!" Denn hier steht mehr für unsere Strafrechtspflege auf dem Spiel als einige bedenkliche Schwurgerichtsurtheile; und diese Vertheidigung ist der Rechtsordnung fast gefährlicher als das Verbrechen.

Otto Reinhold.

Selbstanzeigen.

Thomas Carlyle: Goethe. Carlyles Goetheportrait, nachgezeichnet von Samuel Saenger. Oesterheld & Co., Berlin 1907.

Es ist fast unbegreiflich, daß bisher nicht versucht wurde, die tiefste Analyse von Goethes Art und Kunst, die die Beschäftigung mit dem Phänomen Goethe bis auf den heutigen Tag gezeitigt hat, dem deutschen Publikum in angemessener Form zugänglich zu machen. Goethe war das größte Erlebniß in Carlyles Leben; vom ersten Tag seiner Bekanntschaft mit dem deutschen Olympier datirt der Schotte seine Wiedergeburt; in Goethes Werken entdeckte er die weihevolle Liturgie zu einer Religion der Zukunft. Und in immer neuen Aufsätzen suchte er mit dieser Religion sich auch ihren Propheten klar zu machen. Viele Literaturhistoriker und Goethebiographen haben aus dieser Quelle geschöpft; aber was sie zu Stande brachten, gleicht so wenig dem Original, wie sie selbst, trotz ihren vielfachen Vorzügen, dem genialen Schotten gleichen. Darum war es der Mühe werth, aus Carlyles zahlreichen Aufsätzen und Charakteristiken und aus seinem Briefwechsel mit Goethe das Unvergängliche, von der Schlacke ihrer Zeitlichkeit befreit, zusammenzustellen und vor dem Leser das Portrait Goethes aufzurichten, wie er es, einheitlich in seiner Auffassung, vom ersten Tage seiner Vertiefung in Goethe im Verlauf seiner epochemachenden Beziehungen zum Dichter gezeichnet hat. Das Buch versucht also, Carlyles Goethe-Portrait, dem Geist des Originals getreu, nachzuzeichnen. Der Leser findet in der Einleitung („Wie Carlyle zu Goethe kam") Aufklärung über den Standpunkt, nach dem der Versuch unternommen wurde. Seine Billigung oder Mißbilligung dieses Standpunktes wird davon abhängen, ob er sich eher berufen fühlt, die Rechte der gelehrten Forschung oder die des Lebens zu vertreten. Seit lange mit Carlyles Gedanken vertraut, glaubte ich mich berechtigt, alle Striche an diesem Portrait rücksichtlos wegzulöschen, die uns Nachgeborenen den Charakter des Portraitirten nicht deutlicher machen, also künstlerisch mindestens überflüssig sind. Wenn der Leser meinen Standpunkt billigt, den Standpunkt des Lebens- und Kulturbedürfnisses, wird er mein Verfahren, wenigstens grundsätzlich, billigen. Er wird jedenfalls gutheißen, daß unternommen wurde, das Gold carlylischer Gedanken über Goethe von ihren Schlacken zu befreien, weil er fühlt, daß jede Goethebiographie, auch die beste, einen solchen Zusatz verträgt. Einmal auf dem Wege der grundsätzlichen Zustimmung, wird er vielleicht auch Einzelheiten des Verfahrens billigen: kleine, stillschweigend vorgenommene Verbesserungen; Auslassungen ganzer Absätze, Sätze, Satztheile; kleine (ganz kleine) Zusätze, die glatte Uebergänge herbeiführen und das Gefühl der Einheitlichkeit steigern sollen; erläuternde Einschiebungen eines charakteristischen Satzes aus einem sonst nicht verwertheten Aufsatz, um den Grundgedanken Carlyles deutlicher zu machen. Wichtiger ist die Uebersetzung. Wenn man von ihr wird sagen können, daß es keine ist, werde ich mich beglückt fühlen. Die beiden letzten Abschnitte des Buches behandeln Carlyles literarisch-ästhetische Kritik und die englische Goethekritik nach Goethe und dienen dazu, es kritisch und historisch abzurunden. Sie werden gewiß manchem Leser, vielleicht auch diesem oder jenem Gelehrten, willkommen sein. Aber es sind Beigaben; er kann sie bequem überschlagen und sich an die Hauptsache halten, bis des Weisen von Chelsea Geist in ihm lebt. Denn was er von Goe-

thes „Helena" sagt, gilt auch von seinen Goethe-Analysen: in ihrem klassischen Ernst und ihrer gothischen Pracht sind sie mystische Visionen von herrlicher Leuchtkraft.

Samuel Saenger.

Bülows Bluff. Leipzig, Friedrich Rothbart.

Die Schrift giebt eine Kritik der neusten Bülow-Evolution, skizzirt den Nachweis, daß äußere und innere Lage die Auflösung des Reichstages als inopportun erscheinen lassen, und charakterisirt den Coup des Kanzlers als den Versuch, durch Anwendung des divide et impera der Konsolidirung eines antiabsolutistischen Volks- und Parlamentswillens vorzubeugen. Eduard Goldbeck.

Hillgers Wegweiser für die Reichstagswahl 1907. Hermann Hillger, Berlin.

Mein kleines Buch soll unparteiische Aufklärung und Erziehung zu politischem Denken vermitteln; von der Thätigkeit des Reichstages, seiner Zusammensetzung, von den Parteien und ihrer Geschichte, der Bedeutung und dem Inhalt des Wahlrechtes will es ein Bild geben. Dem Leser meines Wegweisers soll die Möglichkeit geboten werden, Alles selbst zu prüfen und sich unabhängig von jeder Beeinflussung zu machen. Er soll sich seine politische Ueberzeugung selbst erarbeiten, damit er innerlich gefestigter dasteht, als es leider heutzutage noch vielfach in dem an politischen Charakteren so armen Deutschland der Fall ist. Zum ersten Mal wird man auch die Wahlaufrufe aller, selbst der kleinsten Parteien vereint finden; das von den großen Verbänden offiziell und von der Regirung offiziös Mitgetheilte ist hinzugefügt. Ein Wahlkampf ist bei allem Unschönen, das er mit sich bringt, doch dadurch, daß er die Geister aufrüttelt, ein wichtiger Faktor in dem großen Erziehungprozeß des deutschen Volkes. Dies Büchlein soll indirekt daran mitwirken, daß der Deutsche geistig und leiblich, moralisch und materiell immer tüchtiger werde; deshalb hoffe ich, daß es auch nach der Haupt- und Stichwahl nützlich und lesenswerth bleibt.

Hermann Hillger.

Maria von Mouchanoff-Kalergis in Briefen an ihre Tochter. Ein Lebens- und Charakterbild. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 5 Mark.

„Glauben Sie an die päpstliche Unfehlbarkeit?" fragte die Fürstin Bismarck einst Maria von Mouchanoff. Sie empfing die Antwort: „Ich glaube an drei Unfehlbarkeiten: in der Kirche an den Papst, in der Politik an Bismarck, in der Kunst an Wagner." Dies Glaubensbekenntniß illustriren die Briefe der genialen Frau an ihre Tochter Gräfin Coudenhove. Frau von Mouchanoff, in erster Ehe Frau von Kalergis, hat, als ungewöhnlich schöne und geistreiche Frau, eine vielbeneidete Rolle in der großen Welt gespielt. Sie war halb Deutsche, halb Polin, eines deutschen Vaters und einer polnischen Mutter Kind, in Rußland im Hause ihres Onkels, des Reichskanzlers Nesselrode, erzogen, einem Griechen zu ungleichartiger, bald getrennter Ehe vermählt, dann mit einem Russen verheirathet. In ihrer Jugend lebte sie am Liebsten in Paris; später zog sie Deutschland vor, dem ihr Herz sich als ihrem geistigen Vaterland immer mehr zuneigte. Kaiser und Königinnen, an ihrer Spitze der dritte Napoleon, Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin, nannten sich ihre Freunde; Kaiserin Augusta machte sie zur Vertrauten auch bei ihrer Opposition

gegen Bismarck. Staatsmänner und gekrönte Häupter schätzten in Maria Mouchanoff einen scharfen politischen Verstand aus Nesselrodes Schule. Dichter und Maler wie Heine, Théophile Gautier, Kaulbach, Lenbach priesen und verewigten ihre majestätische Schönheit. Musiker von der Bedeutung Chopins, ihres Lehrers, Liszts, Wagners, Bülows, Tausigs bewunderten ihre pianistische Meisterschaft, ihr feines Musikgefühl. So auf der Höhe der Gesellschaft stehend, gab Maria Mouchanoff von den höfischen, den politischen, den musikalischen Ereignissen, die sie in den fünfziger bis zu den siebenziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts mit durchlebte, getreue Kunde. Aus den oft Selbstbekenntnissen gleichenden Briefen dieser Kosmopolitin gestaltet sich das Bild eines Lebens und einer Zeit. La Mara.

System der politischen Oekonomie. Erster Theil: Allgemeine Volkswirthschaftlehre. Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.

Im Jahr 1879 lernte ich bei dem Versuch, mich als Landwirth zu verselbständigen, daß und wie die meisten Bauern in dem Moment der Besitzerwerbung sich ruiniren. Sie unterzeichneten mit ihrer Besitzerwerbsurkunde auch schon die Urkunde ihrer Subhastation, weil sie ihren Grundbesitz, unter Erschöpfung all ihrer Kreditreserven, sich viel zu theuer aneigneten. Kamen nach den fetten dann die mageren Jahre, so waren diese zu schwachen Existenzen verloren. Als jedoch die Periode ungünstiger Getreidepreise sich auf unabsehbare Dauer einzurichten schien, trat neben das Problem des landwirthschaftlichen Grunderwerbes als zweites das der Preisbildung landwirthschaftlicher Produkte. Dessen Lösung erforderte genauere Kenntniß der wichtigsten Getreide produzirenden Länder; nur diese Kenntniß konnte eine Vorstellung von Dem geben, was wir „internationale landwirthschaftliche Konkurrenz" nennen. Dieser Auffassung gegenüber konnten die landwirthschaftlichen Zölle nicht als Heilmittel, sondern nur als momentaner Nothbehelf gelten. Im Herbst 1887 wurde ich dem Reichskanzler Fürsten Bismarck empfohlen als Einer, der in der Agrarpolitik vielfach eigene Ansichten habe. Bismarcks Antwort soll gelautet haben: „Der Kerl gefällt mir. Ich halte auch nicht viel von meinen Zöllen, habe aber bisher noch Keinen gefunden, der etwas Besseres vorzuschlagen hatte." Bald darauf waren die Vorbereitungen zu einer mehrjährigen großen Studienreise getroffen; ich bekam Empfehlungbriefe vom Reichskanzler mit. Die Rückkehr fiel in den Beginn der Aera Caprivi. Die Verarbeitung der gesammelten Materialien ergab Resultate, die sich mit der herrschenden Nationalökonomie nicht vertrugen. Die Agrarfrage konnte an dem Organismus des Volkskörpers nur auf Grund einer neuen Gesammtauffassung der Volkswirthschaft beantwortet werden. Fürst Bismarck hatte Vorschläge verlangt, deren Ausführung dem Bauernstand helfen könnne; mein Reisebericht hatte schließlich die Form eines neuen Systemes angenommen. Und da die feinsten theoretischen Unterscheidungen durch den heutigen Wirrwarr von politischen Meinungen und Interessenforderungen nicht mehr hindurchhelfen, blieb nur übrig, aus dem Werden und Vergehen der wichtigsten Völker die heute uns noch fehlenden Grundsätze der politischen Oekonomie abzuleiten, eine „Lehre vom gesunden und vom kranken Volkskörper" zu suchen. So sind die ersten beiden Bände meines „Systemes der politischen Oekonomie" entstanden.

Professor Dr. Gustav Ruhland.

Krebserreger.*)

An Versuchen, die Erreger der bösartigen Geschwülste zu finden, hat es nicht gefehlt. Die Forscher haben sich meist bemüht, in den Tumorgeweben intra- oder extracellulär gelegene Gebilde nachzuweisen, die eine mehr oder weniger weitgehende Aehnlichkeit mit bekannten Mikroorganismen aufwiesen. Auf eine genauere Aufzählung der einzelnen Befunde dürfen wir hier wohl um so mehr verzichten, als es in keinem Fall gelungen ist, den parasitären Charakter dieser Gebilde sicherzustellen. Die Möglichkeit, daß es sich um bloße Zelleinschlüsse und Degenerationprodukte in den Tumorgeweben handle, konnte nie ausgeschlossen werden. Uebrigens spricht gegen die ätiologische Bedeutung dieser oft überaus merkwürdig geformten Elemente ihr inkonstantes Vorkommen. Gerade in ganz kleinen Karzinomen finden wir solche Einschlüsse nicht. Sie treten im Allgemeinen um so häufiger auf, je denegerirter die Tumorzellen sind.

Methodisch vollkommener sind jene Experimente, bei denen man Mikroorganismen aus Tumoren in Reinkulturen gewonnen hat und durch deren Injektion maligne Geschwülste zu erzeugen trachtete. Schon Scheuerlen züchtete aus verschiedenen Karzinomen einen sporenbildenden Bazillus, der sich später als harmlosen Saprophyt der Haut erwies, und stützte seine vielfach getheilte Meinung, daß es sich hier um den Krebserreger handle, durch Thierversuche, bei denen er weiche, geschwulstartige Wucherungen erzeugte. Die karzinomatöse Natur der Geschwülste wurde freilich weder histologisch noch klinisch nachgewiesen. Seitdem wurden wiederholt Bakterien und Kokken in Geschwülsten gefunden, so auch die gewöhnlichen Entzündung erregenden Formen, die natürlich von vorn herein nicht als spezifische Parasiten angesehen wurden. Kubasow glaubte dagegen, in einem Magenkarzinom einen besonderen Bazillus entdeckt zu haben, da er mit diesem bei Meerschweinchen Knoten auf dem Peritoneum und Pericard erzeugen konnte. Auch hier ist die maligne Natur der Impfprodukte nicht festgestellt.

In neuerer Zeit hat Doyen durch die Mittheilung Aufsehen erregt, daß man fast regelmäßig aus malignen Geschwülsten einen Kokkus isoliren könne, den er als Micrococcus neoformans bezeichnete. Er will durch ihn auch echte bösartige Wucherungen erzeugt haben. Eine offizielle Kommission, die seine Behauptungen prüfte, konnte sich aber nicht davon überzeugen, daß die experimentell erzeugten Tumoren echte Neubildungen darstellen. Immerhin sind einige Ergebnisse, über die sein Schüler Gobert berichtete, bemerkenswerth. Auffallend sind vor Allem sehr ausgedehnte Chondrome der Lunge, die wiederholt bei Ratten nach der intraperitonealen Injektion des Kokkus Doyens beobachtet wurden.

---

*) Die Herren Professor von Dungern und Dr. Werner geben (in der Akademischen Verlagsgesellschaft in Leipzig) ein Werk über „Das Wesen der bösartigen Geschwülste“ heraus, das mir (freilich nur einem Laien) recht instruktiv scheint. Ich bin gebeten worden, ein Stück daraus zu veröffentlichen, bevor das Buch in den Handel kommt, und habe ein paar Fragmentchen aus dem Abschnitt gewählt, der objektiv den Stand heutiger Kenntniß von den Ursachen des Karzinoms darstellt. Etwas schwere Kost; doch der Krebs ist leider ein so verbreitetes Uebel geworden, daß es an Interesse für diesen Gegenstand nicht fehlen wird. Und das Buch ist nicht nur für Aerzte, sondern auch für Laien bestimmt.

Sanfelice erhielt nach der Injektion von Hefepilzen, die zum Theil auch aus Geschwülsten kultivirt worden waren, bei Thiern geschwulstartige Bildungen, die er für maligne Tumoren hielt, die aber von Anderen als entzündliche Wucherungen, die sich um die massenhaft vermehrten Pilze gebildet hatten, erkannt wurden. Einwandfreie Tumoren hat in der neusten Zeit Otto Schmidt als Produkte seiner Impfversuche gezeigt. Er züchtete aus menschlichen Karzinomen Mucor racemosus, den er lange Zeit auf geeigneten Nährböden weiter kultivirte. Nach der Injektion dieses Mukors erhielt er bei weißen Mäusen und Ratten in mehreren Fällen an der Injektionstelle nach einigen Monaten verschiedenartige echte Neubildungen von ausgesprochen malignem Charakter, die auch von hervorragenden Pathologischen Anatomen als solche anerkannt wurden und auffallend gut zu transplantiren waren. Bemerkenswerth ist, daß auch bei männlichen Mäusen, bei denen spontane Tumoren außerordentlich selten sind, positive Resultate erzielt wurden. Baisch hat in der heidelberger Chirurgischen Klinik die Versuche Schmidts nachgeprüft und bekam unter siebenzig Inokulationen einmal einen echten malignen Tumor. Da in Schmidts Versuchen eine Transplantation von malignen Zellen ausgeschlossen war, so darf wohl als sichergestellt gelten, daß es möglich ist, durch Injektion von kulturell gewonnenen Mikroorganismen bösartige Neubildungen zu erzeugen. Da in den bösartigen Geschwülsten vielfach kein Mukor nachzuweisen ist, hält Schmidt den Mukor nicht für den eigentlichen Erreger der malignen Tumoren; er betrachtet ihn nur als den Träger des eigentlichen Parasiten. Jene Gebilde, die er für Parasiten erklärt, können freilich nicht als solche anerkannt werden. Es handelt sich, wie auch Schuberg äußerte, um Fettkügelchen.

Zu Gunsten der Annahme eines infektiösen Agens lassen sich auch einige Versuche anführen, bei denen menschliches Geschwulstmaterial in Thiere eingeführt worden ist. Die Möglichkeit, daß die Tumorzellen in einem Individuum einer ganz anderen Thierart dauernd wachsen können, liegt ja nach Allem, was wir wissen, nicht vor. Wenn also in diesem Fall eine Geschwulst entsteht, so kann es sich nicht um eine einfache Transplantation der Tumorzellen handeln, wie sie bei der Uebertragung auf Thiere gleicher Art so häufig gelungen ist. Im Allgemeinen geben die Injektionen von menschlichen Geschwulsttheilen keine Veranlassung zur Entstehung echter Geschwülste. Zwar wurden von vielen Beobachtern geschwulstartige Wucherungen erzielt; diese erwiesen sich jedoch bei genauerer Betrachtung als Granulationgeschwülste des Bindegewebes, wie sie durch alle möglichen Fremdkörper hervorgerufen werden. Eine besondere Form solcher Granulome erhielt neuerdings Lewin nach der Injektion eines Stückchens eines menschlichen Ovarialkarzinomes in die Bauchhöhle eines Hundes. Die entzündlichen Wucherungen, die bei diesem Hund nach drei Wochen entstanden waren, gaben nach der Uebertragung in die Bauchhöhle eines anderen Hundes zu neuen, gleichartigen Geschwülsten Veranlassung. Die Ueberpflanzung glückte mit dem selben Resultate noch in weiteren vier Generationen. Mikroorganismen konnten in dem wuchernden Gewebe nicht nachgewiesen werden. Ob hier eine infektiöse Erkrankung oder die Entstehung einer echten Geschwulst vorliegt, ist noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden, da nicht festgestellt wurde, ob die wuchernden Zellen jedesmal von dem neuen Wirth geliefert wurden oder von dem Ausgangstumor abstammten.

In einzelnen Fällen kamen nach der Inokulation menschlichen Geschwulst-

gewebes bei Thieren sichere maligne Tumoren zur Beobachtung. So fand Dagonet bei einer weißen Ratte im Netz, in der Leber und der Milz karzinomatöse Knoten, fünfzehn Monate nachdem er Stückchen eines menschlichen Hornkrebses des Penis in die Bauchhöhle gebracht hatte. Die histologische Diagnose, die von namhaften Pathologen bestätigt wurde, ergab Plattenepithelkrebs ohne Verhornung. Auch Werner sah bei einem alten Hunde, dem er ein menschliches Oberkieferkarzinom intrafaszial implantirt hatte, echte maligne epitheliale Neubildungen, die zu ausgedehnten Metastasen im ganzen Peritoneum führten. Da an einer der vier gewählten Implantationstellen ein Tumor der betreffenden Art vorhanden war und ein sonstiger Ausgangspunkt nicht gefunden werden konnte, so liegt es nah, anzunehmen, daß hier thatsächlich durch die Inokulation ein echter maligner Tumor entstanden ist. Eine vollkommen sichere Beweiskraft kommt so vereinzelten Befunden jedoch deshalb nicht zu, weil es geradezu unmöglich ist, ein zufälliges Zusammentreffen mit einem unabhängig davon im Versuchsthier entstandenen Tumor auszuschließen. Immerhin sind die Befunde doch bemerkenswerth. Die Möglichkeit, daß ein parasitäres Lebewesen die Ursache der Wucherungen sei, besteht auch dann noch, wenn die im Versuchsthier entstandenen Geschwülste, wie in den genannten Fällen, nicht mit denen des Ausgangstumors qualitativ genau übereinstimmten. Es wäre aber auch denkbar, daß schon der durch die Implantation des fremden Geschwulstmaterials entstandene Reiz die Tumorbildung auslöst.

Diese Vielseitigkeit der Erklärung gilt auch für die interessante Erscheinung, die Ehrlich, Apolant und Löb bei der fortgesetzten Transplantation von Mäusekarzinomen beobachteten. Sie fanden, daß nach der Transplantation von rein epithelialen Geschwülsten (echten Karzinomen) Spindelzellensarkome entstanden, wobei die epithelialen Elemente immer mehr schwanden und die bindegewebigen Formen immer mehr in den Vordergrund traten. Solche Beobachtungen deuten auch darauf hin, daß man keinegswegs immer bei dem Vorhandensein einer Mischgeschwulst, also einer mehrere Gewebsarten enthaltenden Neubildung, gleich an eine Entwickelungstörung, bei der Gewebe mehrerer Keimblätter betheiligt sind, als Ausgangspunkt der Wucherung zu denken hat. Die oft erwähnten Uebergänge zwischen malignen Tumoren und Embryonen verlieren dadurch an Beweiskraft, da aus der gemeinsamen Wucherung mehrerer Gewebsarten nicht mehr mit Sicherheit auf die komplizirte Zusammensetzung des Ausgangsmaterials geschlossen werden kann.

Für das Vorhandensein einer infektiösen Ursache des Karzinoms hat man auch vielfach das gehäufte Vorkommen von Erkrankungen bei Thieren an bestimmten Orten angeführt. Morau war der Erste, der auf diese interessante Erscheinung aufmerksam machte. Er brachte in einen Käfig, in dem sich nur gesunde Mäuse befanden, eine große Anzahl Wanzen, die aus einem Käfig mit karzinomkranken Mäusen entnommen waren, und beobachtete dann einige Monate später, daß fast alle Mäuse Karzinome bekamen. Die Uebertragung erfolgte so regelmäßig, daß er später die Wanzen direkt zur Inokulation benutzte. Borrel hat über mehrere Fälle von Krebsendemien bei Mäusen berichtet. Er erhielt von einer bestimmten Züchterei im Verlauf eines Monats drei Fälle des bekannten Mäusekarzinomes. Als er dann selbst die Züchterei besuchte, erfuhr er, daß in dem selben Käfig seit zwei Jahren nicht weniger als zwölf Geschwülste entfernt worden waren. Während dieser Zeit waren in der Züchterei etwa zweihundert Mäuse geboren worden. Wenn

man bedenkt, daß diese Karzinome nur bei alten, zur Zucht verwendeten Weibchen auftreten und die meisten Jungen verkauft werden, so ergiebt sich ein ganz enormer Prozentsatz. Bei sieben Mäusen, die dieser Anstalt entnommen und im Institut Pasteur aufgezogen wurden, entstanden keine Karzinome; auch die Nachkommenschaft blieb vollkommen frei. Borrel erwähnt ferner, daß Girard bei einer Züchterei eine große Zahl von Mäusekrebsfällen beobachtet hat. Borrel selbst hat außerdem in einem Käfig während eines Jahres fünf bis sechs Fälle von Kankroid der Unterkiefergegend auftreten sehen, während später diese Geschwulstform nicht mehr von ihm beobachtet wurde. In den anderen Züchtereien in Paris, die so viele Hunderte von Mäusen verkaufen, trat dagegen nie ein einziges Karzinom auf. Haaland giebt auch an, daß vier Fälle von Karzinom während eines Jahres in einem Käfig vorkamen, der eine Krebsmaus und gesunde Mäuse enthielt, obgleich die gesunden aus einer Züchterei stammten, die als karzinomfrei galt. Eine direkte Uebertragung durch Verfütterung von Karzinomgewebe oder der Exkremente von Karzinommäusen gelang Borrel nicht. Eben so wenig wurde das Karzinom durch Bißverletzungen von Maus zu Maus übertragen. In neuster Zeit konnte er in einzelnen Primärtumoren Würmer nachweisen und glaubt, daß diese Würmer für die Entstehung der Geschwülste durch Uebertragung von spezifischen Erregern von Bedeutung sind. Es ist aber auch möglich, daß die Würmer selbst den Wucherungreiz darstellen.

Hanau hat bei Ratten ein gehäuftes Auftreten eines Hornkrebses wahrgenommen. Er giebt an, daß drei Ratten mit Kankroid der Haut der Sexualorgane oder deren Umgebung im züricher anatomischen Institut gefunden wurden. Alle Ratten dieses Institutes stammten von vier Thieren ab. Die genannten drei Fälle von Kankroid waren die einzigen Karzinomerkrankungen, die bei mehr als hundert Ratten im Verlauf von sechs Jahren gefunden wurden. Löb beobachtete dagegen ein eben so lokalisirtes Kankroid niemals, obgleich er viele Hunderte von Ratten untersuchte und auch vereinzelte andere Karzinomformen entdeckte. Es kann demnach kein Zufall sein, daß in dem züricher Institut gerade diese Art des Karzinomes so verhältnißmäßig häufig aufgetreten ist. Eine ähnliche Beobachtung hat man auch bei Rindern gemacht. Der gewöhnliche Sitz des Krebses ist bei diesen Thieren in Nordamerika der innere Augenwinkel. Löb und Jobson fanden nun eine Trift, auf der diese eigenartige Form des Karzinomes endemisch vorkam. Unter zweitausend Thieren kam jährlich ein Fall vor; manchmal warens auch zwei Fälle. Das ist fünfzigmal mehr, als der allgemeinen Statistik entspricht. Die umliegenden Züchtereien waren ganz frei.

... Oertliche Anhäufungen von bösartigen Tumoren treten in den Statistiken vielfach hervor. Das gilt sowohl für ganze Länder wie auch für einzelne Gemeinden, Straßen und Häuser. Viele Autoren, besonders Behla, Kolb und Sticker, haben auf solche Erscheinungen hingewiesen. Obgleich es keineswegs leicht ist, eine einwandfreie Statistik darüber aufzustellen, und obgleich große Fehlerquellen zu berücksichtigen sind, kann man doch nicht annehmen, daß die zum Theil sehr sorgsam durchgeführten Erhebungen durchwegs zu Irrthümern geführt haben sollten. Ueber die Ursachen der Anhäufungen läßt sich aber noch nichts Bestimmtes aussagen; drei Möglichkeiten wurden hervorgehoben: die direkte Ansteckung, der Einfluß der Bodenbeschaffenheit, endlich die Heredität. Für eine direkte Ansteckung wurde vor Allem der Cancer à deux angeführt. Man glaubte, daß Ehegatten oder andere

Personen, die, ohne blutsverwandt zu sein, in engem Kontakt wohnen, verhältnißmäßig häufig nach einander an Karzinomen erkranken. Weinberg und Gaspar haben Dem gegenüber darauf hingewiesen, daß bei der Häufigkeit des Krebses ein Vorkommen des Karzinoms bei mehreren Angehörigen des selben Haushaltes kein allzu seltenes Ereigniß zu sein braucht, ohne daß ein ursächlicher Zusammenhang zwischen den einzelnen Erkrankungen vorliegen muß. Nur wenn nachgewiesen würde, daß Leute, die mit Karzinomkranken in enger Berührung zusammengelebt haben, ohne mit ihnen blutsverwandt zu sein, häufiger erkranken, als dem Durchschnitt der betreffenden Lebensstufe entspricht, wäre ein kausaler Zusammenhang anzunehmen. Sie fanden nun bei ihren durchaus kritischen statistischen Untersuchungen über die bösartigen Neubildungen in Stuttgart fast keine nennenswerthe Differenz zwischen den gefundenen und den auf Grund der Wahrscheinlichkeitrechnung zu erwartenden Zahlen. Aber selbst wenn der Nachweis erbracht werden sollte, daß irgendwo die mit Karzinomkranken Zusammenlebenden häufiger erkranken als andere Leute, so wäre doch nicht ohne Weiteres eine direkte, durch den Karzinomkranken vermittelte Infektion anzunehmen. Erst müßte festgestellt werden, daß das endemische Vorkommen unabhängig von einer am Ort haftenden Schädlichkeit war.

Man glaubte auch, gewisse Beziehungen zu den Wasserverhältnissen zu bemerken. Die Schlußfolgerungen, die zu dieser Annahme führten, stehen jedoch auf äußerst schwankendem Boden. Meist werden die Ergebnisse der Forschungen auf ganz engen Gebieten in unberechtigter Weise verallgemeinert, wobei vergessen wird, daß an anderen Stellen ähnliche Bedingungen vorhanden sind, ohne daß der Krebs besonders häufig auftritt. Kolb hat ausgedehntere statistische Studien gemacht, die sich über einen sehr großen Länderkomplex erstrecken, und sie auch kritisch durchgeführt. Er stellte die Krebssterblichkeit für Bayern, Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen, Hessen, Sigmaringen, die Schweiz, Vorarlberg, Tirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Böhmen fest. Die Zahlen, aus denen sich die Statistik aufbaut, wurden nicht aus dem Verhältniß der Krebstodesfälle zu sämmtlichen Todesfällen entnommen, sondern, wie es allein richtig ist, aus dem Verhältniß der Krebstodesfälle zu den Lebenden. Auch die Altersverhältnisse der Bevölkerung wurden thunlichst berücksichtigt. Das wichtigste Ergebniß seiner Arbeit ist nun, daß die höchste Krebssterblichkeit in einer zusammenhängenden Länderstrecke gefunden wird, die im Norden von der Donau, der Rauhen Alb und dem Jura, im Süden von den Alpen begrenzt wird. Im Einzelnen sind jedoch große Unregelmäßigkeiten zu verzeichnen. Kolb erblickt die Ursache für die erhöhte Krebssterblichkeit in der Art des Bodens. Dabei soll nicht der geologische Bau des Bodens an sich wirken, sondern seine physikalische und chemische Beschaffenheit. In letzter Linie soll die Feuchtigkeit maßgebend sein, da sich besonders an moorigen und sumpfigen Stellen häufiger Erkrankungen finden. Irgendwelche Beziehungen zu bestimmten Rassen wurden nicht gefunden. So interessant und werthvoll solche Beiträge zur Kenntniß der Karzinomausbreitung sein mögen: irgend einen sicheren Schluß auf die Entstehung- oder Verbreitungweise des Krebses vermag man daraus nicht zu ziehen; dazu sind die Beobachtungen doch nicht eindeutig genug. Einen ausschlaggebenden Einfluß können die Wasserverhältnisse wohl nicht besitzen, denn sonst müßte man enorme Unterschiede in der Häufigkeit des Krebses finden, wenn man trockene und wasserreiche Länder mit einander vergleicht. Derartige Differenzen sind aber bisher noch nicht bekannt geworden.

Ueber die Erblichkeit wurden vielfach sehr merkwürdige Einzelbeobachtungen veröffentlicht. Es giebt Familien, in denen durch mehrere Generationen hindurch ein Theil der Mitglieder an malignen Tumoren stirbt, wobei mitunter auch der Sitz der Erkrankung übereinstimmend gefunden wird. In der allgemeinen Statistik tritt die besondere Anhäufung von malignen Tumoren in einzelnen Familien jedoch nicht sehr hervor, sobald man berücksichtigt, wie viele Erkrankungen schon nach dem durchschnittlichen Prozentsatz im Verhältniß zu der Zahl und dem Alter der Familienglieder zu erwarten gewesen wären. Weinberg und Gaspar fanden in S

tuttgart fest, daß
ereltern 5,9 Pro-
also nur gering.
den statistischen
n haben, reichen
g oder Infektion)

lche äußeren Mo-
stens begünstigen.
er Erkenntniß zu
ung der Ursachen
mag: die völlige
, um das furcht-
hsten Zeit können
orschung, darauf

Dr. Werner.

von den Eltern verheiratheter Karzinomkranken 6,6, von den Schwieg
zent an bösartigen Tumoren gestorben waren. Der Unterschied war

Die Anhaltspunkte, die wir aus den experimentellen und
Forschungen für die Aetiologie der malignen Tumoren gewonne
demnach nicht aus, um einen bestimmten Faktor (hereditäre Belastun
als Ursache des bösartigen Wachsthums bezeichnen zu können.

Eine wichtige Aufgabe der Krebsforschung ist, festzustellen, we
mente das Auftreten bösartiger Geschwülste verursachen oder wenig
Eine erfolgreiche Prophylaxe ist nur auf der Grundlage ätiologisch
erhoffen. Die Therapie ist nicht im selben Maß von der Erforschu
abhängig. Was auch immer die bösartige Wucherung auslösen
Vernichtung der malignen Gewebe reicht unter allen Umständen aus
bare Leiden zu beseitigen. Die therapeutischen Bestrebungen der näc
sich daher, unabhängig von den Ergebnissen der ätiologischen F
konzentriren, die Tumorzelle selbst zu bekämpfen.

Professor Dr. von Dungern und

Der Fiskus als Bergherr.

Landwirthschaft,
en. Jeder konnte
der Staat durfte
50 war der preu-
ndenen Mineral-
Fülle der unter-
vom Jahr 1865
905. Unter seiner
e die Spekulation
zu schwindelnder
gbau gedieh von
er, Roeckling und
ag. Vierzig Jahr
n die Lex Gamp.
ist, bleibt mir".

Kohle und Kali, die wichtigsten Mineralien für Industrie und
waren vierzig Jahre lang zu freiem Eigenthum zu erwerb
schürfen und, wenn er fundig geworden war, Muthung einlegen; un
ihm den Besitz des Bergwerkes nicht weigern. Bis ums Jahr 185
ßische Fiskus der Alleinherrscher über die in seinem Gebiet gefu
schätze. Dann merkte man, daß nur das Privatkapital die ganze
irdischen Reichthümer zu Tag fördern könne; und das Berggesetz
erschloß die Pforten zu Plutos Reich. Dieses Gesetz galt bis 19
Herrschaft ist der Bergbau wider alles Hoffen erstarkt. Hier feiert
ihre Feste. Jedes Jahr brachte neue Aktien; die Kurse stiegen oft
Höhe; Millionen wurden gewonnen und verloren: und der Ber
Jahr zu Jahr mehr. Die Kirdorf, Thyssen, Stinnes, Funcke, Spaet
Schmidtmann haben gezeigt, was die Kraft einzelner Männer verm
lang stand der Bergbau dem Privatunternehmer offen. Dann kan
Und nun sagt der preußische Fiskus: „Halt! Was jetzt noch da

Schon die Lex Gamp hatte die Bergfreiheit eingeschränkt. Für zwei Jahre wurde eine Muthungsperre für Kohle und Kali verfügt. Sie läuft im Juli 1907 ab; und die Regirung muß sich entschließen, das Provisorum durch ein endgiltiges Gesetz abzulösen. Das soll, nach der Erklärung in der preußischen Thronrede, geschehen: der Staat will sich die Verfügung über den noch vorhandenen Besitz an Kohle und Kali vorbehalten. Keine Expropriirung also, doch das Ende der Freiheit. Der Staat ist nicht mehr verpflichtet, Bergwerkbesitz zu verleihen. An die Verstaatlichung des Kohlen- und Kalibergbaues ist nicht zu denken. Jahre würden vergehen, ehe die schwerfällige Maschinerie des Fiskus das Bergeigenthum des Staates so vergrößert hätte, daß die fiskalischen Gruben sich neben den privaten zeigen könnten; und die sehr großen Summen, die dazu nöthig wären, würde der Landtag nicht gern bewilligen. An Hibernia und Hercynia denkt er noch heute mit Grausen. 100 Millionen Mark auf einem Brett; und der Krempel wäre billiger zu haben gewesen, wenns die Unterhändler des Fiskus schlauer angefangen und der Spekulation nicht Gelegenheit gegeben hätten, die Kurse der Aktien und Kuxe vor dem Geschäftsabschluß in die Höhe zu treiben. Die vom Landtag zu befriedigenden Ansprüche wachsen rasch genug.

Wer sich den Etat der Berg-, Hütten- und Salinenverwaltung genau ansieht, merkt bald, daß auch unter dem neuen Berggesetz das Privatkapital vonnan bleiben wird. Obwohl durch den Hinzutritt der Gewerkschaft Vienenburg (Hercynia) und durch die 3 Prozent höher zu erwartende Dividende der Hibernia ein Mehrbetrag von ungefähr 2¼ Millionen Mark entsteht, schließt der Etat mit einem Minderüberschuß von anderthalb Millionen. Ursache: erhebliche Mehrausgaben für Neu- und Erweiterungbauten und eine Steigerung der Ausgabefonds für Löhne, Materialien, Bauunterhaltungskosten, Landerwerb; man will für den weiteren Ausbau der neuen Anlagen und für zwei in Westdeutschland geplante neue Doppelschächte die erforderlichen Mittel bereit haben. Wachsen die Ausgaben rasch weiter, dann käme der preußische Finanzminister in die unangenehme Lage, seine oft gerühmte Zurückhaltung aufgeben und den Geldmarkt in Anspruch nehmen zu müssen. Leicht wird es dem Fiskus nicht werden, auf eigene Rechnung Bergbau zu treiben. Wenn befriedigende Resultate erzielt werden sollen, muß die Sache sehr klug angefangen werden. Für aufgefundene Kohlen- und Kalilager müßte die Regirung dem Fiskus zunächst das Bergeigenthum verleihen, der es dann auf Zeit an Private übertragen könnte. Die Unternehmer müßten natürlich Gegenleistungen bieten, die in der Zahlung einer bestimmten Gebühr oder in einer Betheiligung am Reingewinn zu bestehen hätten. Die Bergwerksrechte sollen auf den Bergbautreibenden in der Form des in Hannover schon bestehenden Erbbauvertrages übertragen werden, der die Möglichkeit einer hypothekarischen Belastung und einer wiederholten Uebertragung des Bergwerkes an den selben Besitzer, nach Ablauf der Konzession, offen läßt. Das Recht des Staates, das Bergwerk später selbst zu übernehmen, ist für den Privatbesitzer freilich nicht angenehm. Hat Jemand ein Unternehmen zwanzig Jahre oder noch länger betrieben und durch sein Geld ertragsfähig gemacht, so wirkt die Möglichkeit, daß die Konzession nicht verlängert wird, wie die Gefahr der Expropriirung. Der Staat hat allerdings mit dem Bergwerk nicht nur dessen Rentabilitätchancen, sondern auch das in dem Besitz liegenden Risiko (Erschöpfung der Lager) auf sich genommen; aber im Allgemeinen wird der Fiskus wohl so vorsichtig in der Wahl der selbst zu betreibenden Schächte sein, daß der ausgeschaltete Privatunternehmer sich in den

meisten Fällen benachtheiligt fühlen wird. Welche Konsequenzen die rechtzeitige Erkenntniß dieser Gefahr haben kann, sieht man an der Agitation gegen eine von der bayerischen Regirung geplante Maßregel (Anschlußmuthung), die das selbe Ziel hat wie das neue preußische Berggesetz. Da hört man, es habe keinen Zweck, daß Einzelunternehmer sich mit Bohrungen auf Kohle und Kali befassen, wenn dem Staate das Recht zustehe, den privaten Besitz nach Belieben ausschalten zu können. Pour le roi de Prusse mag Niemand sein Geld in Bergwerkunternehmungen stecken, von denen er nicht weiß, ob sie nicht eines schönen Tages die Begehrlichkeit des Fiskus erregen werden. Solche Bedenken könnten das Privatkapital vom Bergbau abschrecken; und diesen Effekt wünscht der Staat sicher nicht. Daß es ohne das Geld des Bürgers nicht geht, wissen die Regirenden; deshalb wehren sie sich gegen den Verdacht, ein Staatsmonopol sei beabsichtigt, rühmen die Leistung der Privatunternehmer und sagen, ihr Vorgehen sei nur von dem Wunsch bestimmt, die noch nicht gehobenen Bodenschätze für die Nationalwirthschaft nutzbar zu machen. Der Staatsbetrieb sei zwar neben dem Privatbetrieb als Regulator in Bezug auf Produktion, Preisfeststellung und Arbeitverhältniß von höchstem Werth, aber nicht elastisch genug, um allein die wechselnde Bedürfnisse der Konsumenten befriedigen zu können. Die bittere Pille soll also versüßt werden; dann schluckt der Patient sie leichter.

Bei der Uebertragung des Bergwerkbesitzes kann der Staat einzelne Unternehmer bevorzugen; er wird die finanziell stärksten aussuchen und wohl auch auf Fügsamkeit Werth legen. Der preußische Fiskus will seinen Einfluß im Kohlen- und im Kalisyndikat vergrößern. Das wird ihm künftig leichter werden: wer eine Bergbaukonzession haben will, kann verpflichtet werden, in den Syndikaten mit der Regirung zu gehen. Diese Methode wird im Kohlenbergbau allerdings nur wenig nützen; die 80 Werke, die jetzt dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat, mit einer Förderung von 90 Millionen Tonnen, angehören, haben eine so starke Mehrheit, daß der Fiskus seine Einflußsphäre beträchtlich erweitern müßte, wenn er hier zu Wort kommen wollte. Im Etat für 1907 ist die Förderung von Kohle und Koks aus den staatlichen Gruben in Oberschlesien, Westfalen und im saarbrücker Revier mit etwa 15½ Millionen Tonnen veranschlagt. Das ist die Hälfte des Bedarfes der preußischen Staatsbahnen. Um für den eigenen Gebrauch ausreichende Vorsorge zu treffen, müßte also der Fiskus an eine erhebliche Erweiterung seines Grubenbesitzes denken; von der Befriedigung fremden Bedarfes kann nicht die Rede sein. Und bis der Fiskus im Kohlensyndikat gehört werden müßte, könnte das Syndikat durch die neuen Interessengemeinschaften und Concerns, wie Gelsenkirchen-Schalke-Rothe-Erde und Phönix, so geschwächt sein, daß da nicht mehr viel zu erreichen wäre. Die Parole heißt heute nicht mehr: „Fürs Kohlensyndikat!“ sondern: „Hie Hüttenzechen, hie Zechenhütten!“; und die neuen starken Concerns stehen unter der Leitung steifnackiger Männer, die vor dem Fiskus nicht zurückweichen werden. Eine Sonderstellung nimmt die Internationale Bohrgesellschaft in Erkelenz ein, die sich die Bergfreiheit so klug nutzbar gemacht hat, daß ihr die Muthungsperre der Lex Gamp nichts anhaben konnte. Sie hat durch die Schnelligkeit ihres Bohrverfahrens zu verhindern gewußt, daß Jemand in ihrer Interessensphäre Bohrungen vornehme, und ist auch dadurch der preußischen Bergbehörde mehr als einmal unbequem geworden. Das größte Kunststück aber war (im August 1905) der Verkauf von 150 Feldern, die noch gar nicht abgebohrt, sondern bergfrei waren und niemals in den Besitz der erkelenzer

Gesellschaft gelangt wären, wenn die Lex Gamp in der von der Regirung zunächst vorgeschlagenen Fassung Annahme gefunden hätte. Da Das nicht geschah, konnte die Internationale Bohrgesellschaft Felder, die ihr, bei Licht besehen, eigentlich gar nicht gehörten, mit verkaufen; und der Fiskus, der sich an der damals gegründeten Rheinisch-Westfälischen Bergwerkgesellschaft m. b. H. betheiligte, mußte für die Kohlenfelder, die er umsonst haben konnte und zu haben hoffte, schweres Geld bezahlen. Trotzdem wird die Erkelenzerin unter dem neuen Bergregime wahrscheinlich vom Staat bevorzugt werden; auch wenn der Fiskus selbst den Abbau der Bergwerke besorgen will, wird er so klug sein, die Bohrarbeiten der Gesellschaft in Erkelenz zu übertragen, deren Methode bis heute unübertroffen ist. Uebrigens ist, wie ich früher schon erwähnt habe, die Internationale Bohrgesellschaft nicht an den Bezirk der schwarzweißen Grenzpfähle gebunden. Sie hat in Bayern so gut vorgearbeitet, daß sie in Preußen mit der größten Gemüthsruhe die Entwickelung abwarten kann.

Im Kalireich ist die Stellung des Fiskus viel stärker als im Kohlenbergbau. Hohensalza, Schönebeck, Staßfurt, Dürrenberg, Artern, Erfurt, Bleicherode, Bienenburg (Hercynia), Neusalzwerk und Stetten sind vom preußischen Staat betriebene Salzwerke; Staßfurt und Bleicherode allein hatten 1906 einen Absatz von 305 Millionen Kilogramm zu verzeichnen. Im Kalisyndikat steht der Fiskus auf der Seite der älteren Werke, die von der jüngeren Gruppe zwar an Stimmenzahl übertroffen werden, bei denen der Einfluß des Staates aber schwer ins Gewicht fällt. Als der Fiskus sich dem Kalisyndikat anschloß, stellte er die Bedingung, daß die deutsche Landwirthschaft nicht mit zu hohen Preisen belastet werde und daß die im Syndikat vereinigten Kaliwerke den Hauptnutzen im Ausland zu suchen haben. Im Interesse der Landwirthschaft wünscht die Regirung, gerade in diesem Syndikat ihre Macht nach allen Seiten zu sichern. Außer den Bohrgesellschaften haben wir im Syndikat 35, draußen eben so viele Werke. Die Gründungen sind einander hastig gefolgt und die spekulativen Uebertreibungen haben Kursverluste bewirkt, deren Gesammtbetrag im Jahr 1906 mit 40 bis 50 Millionen Mark nicht zu hoch geschätzt sein dürfte. Im Gegensatz zur Provinz Sachsen mit ihrem gut fundirten Kalibesitz war die Provinz Hannover, die von der zweijährigen Muthungsperre nicht betroffen wurde, der Schauplatz eines wilden Treibens. Der Kaliabsatz steigt zwar; da aber ein gewisses Abhängigkeitverhältniß vom Stickstoffabsatz besteht und da dessen wichtigste Quelle, der Chilisalpeter, in ungefähr vierzig Jahren erschöpft sein wird, kann die rasche Zunahme der Kaliwerke immerhin Besorgniß erregen. Die alten Werke fürchten für ihre Rentabilität und wollen sich ihre Betheiligungquote durch die neu hinzukommenden Unternehmen nicht schmälern lassen. Ihnen ist die Reform des Berggesetzes also willkommen. Der Fiskus kann das Entstehen neuer, das Syndikat gefährdender Unternehmen hindern und einer ungesunden Ueberspekulation vorbeugen. Auf diesem Gebiet sollte er nur nach genauster Prüfung aller Verhältnisse Konzessionen gewähren. Gründe der Sicherheit und der Hygiene fordern das Zweischachtsystem; um damit arbeiten zu können, muß eine Gesellschaft aber sehr potent sein. Wenn die schwächeren Elemente aus der Kaliindustrie verdrängt werden, hat das neue Berggesetz (das man überhaupt, da es manche nützliche Neuerung bringt, nicht in Bausch und Bogen verdammen soll) unserer Wirthschaft einen guten Dienst geleistet. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Dampfpflüge bauen wir in den bewährtesten Constructionen.

Strassenlocomotiven und

Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co. in Magdeburg.

Circus Busch Täglich Abends 7½ Uhr

ROM

Grosse Original Ausstattungs-Pantomime in 7 Bildern.

Novello-Truppe. Indien in Berlin.

Die Manello Marnitz-Truppe. (Akrobaten).

Vorführung von englischen Boxkämpfern.

Die Beteiligung ist international.

Natürliches Karlsbader Sprudelsalz

ist das allein echte Karlsbader Salz.

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

HEINRICH EMDEN & Co.

Bankgeschäft. Berlin W. 56, Jägerstr. 40. Reichsbank-Giro-Konto.

Telegr.-Adr: „Golderz". Fernsprecher: Amt I, No. 9511, 9512, 9513, 9514, 9515.

Abteilung: Kolonialwerte.

Kapital	Geschäftsjahr	Dividenden Vorl.	Letzte	Name	Nachfrage	Angebot
1 200 000	1. 1.	—	0	Central-Afrikanische Bergwerksgesellschaft	100	105
600 000	1 1.	0	5	Central-Afrikanische Seengesellschaft	100	105
2 600 000	1. 10.	6	5	Chocolá Plantagen-Gesellschaft	90	—
400 000	1. 1.	0	7	Deutsche Agaven-Gesellschaft	122	129
2 000 000	1. 4.	0	20	Deutsche Kolonialgesellsch f Südwestafrika	171	176
1 000 000	1. 1.	0	0	Deutsche Samoa-Gesellschaft	—	83
1 000 000	1. 5.	0	1	Deutsche Togo-Gesellschaft	—	103
6 721 00	1. 1.	2½	3½	Deutsch-Ostafrik. Gesellsch. Stamm-Anteile	95	—
		5	5	Vorzugs-Anteile	100	104
2 000 000	1. 1.	0	0	Deutsche Ostafrikanisch Plantagengesellsch.	15	—
2 250 000	1. 1.	7	4	Deutsch-Westafrikanisch. Handels Gesellsch	—	100
4 000 000	1 1.	0	0	Gesellsch. Nordwest-Kamerun, Berlin Lit. A.	—	M. 200
		0	0	Lit B.	—	M. 20
2 000 000	1. 1.	0	10	Gesellschaft Südkamerun Lit B.	126	—
2 000 000	1. 10.	0	0	Guatemala Plantagen-Gesellschaft	—	35
1 200 000	1. 1	15	15	Jaluit Plantagen-Gesellschaft	290	—
—	1. 1.	—	—	Kameruner Kautschuk-Compagnie	—	100
1 000 000	1. 1.	0	0	„Meanja" Kautschuk-Pflanzungs-Gesellsch	—	90
2 000 000	1. 7.	0	0	„Molive" Pflanzungsgesellschaft	—	84
1 500 000	1. 1	0	2	Ostasiatische Handelsgesellschaft	44	—
2 000 000	1. 10.	5	6	Plantagen-Gesellschaft Concepcion	—	94
1 500 000	1. 1.	0	0	Rheinische Handei Plantagengesellschaft	—	42
800 000	1. 1.	0	0	Safata Samoa-Gesellschaft	—	102
1 011 300	1. 1.	0	0	Usambara Kaffeebau-Gesellsch. Stamm-Akt.	28	—
		0	0	Vorz-Aktien	51	—
2 100 000	1. 1.	—	—	Westafrikanische Pflanzungs-Gesellschaft		—
		0	0	„Bibundi" Stamm-Aktien	63	—
		0	0	Vorzugs-Aktien	98	102
4 500 000	1. 1.	6	0	Westafrik Pflanzungs-Gesellsch. „Victoria"	55	—
1 800 000	1. 1.	0	0	Westdeutsche Handels- und Plantagen-Ges.	36	—

Sämtliche Offerten und Gebote ohne Verbindlichkeit.

Für gefl. Aufgabe von Interessenten sind wir dankbar. Auskünfte werden bereitwilligst kostenlos erteilt. **Bei allen Geschäften Eigenhändler. — Provisionsfrei.**

*

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, den 15, Sonnabend, den 16, Sonntag, den 17 und Montag, den 18./2.

Romeo u. Julia.

Kammerspiele.

Freitag, den 15, Sonnabend, den 16 und Sonntag, den 17/2 8 Uhr
Frühlings Erwachen.
Montag, den 18./2. 8 Uhr. **Das Friedensfest.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule

Thalia-Theater

Heute u. folgende Tage: 8 Uhr.
Eine lustige Doppel-Ehe
Sonntag, den 17./2. Nachm. 3½ U. **Charleys Tante.**

Theater des Westens.

Freitag, den 15., Sonnabend, den 16., Sonntag, den 17. und Montag, den 18/2. 7½ U.
Cousin Bobby
(**Fritz Werner** als Gast).
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.
Freitag. den 15, Sonnabend, den 16., Sonntag, den 17. und Montag, den 18/2.
Meissner Porzellan
Weitere Tage siehe Anschlagsäule

Lortzing-Theater

Berliner Allianceestr. 7/8. **Dir. Max Garrison.**
Freitag, den 15. u. Montag, den 18./2. 7½ U.
Der Mikado.
Sonnab., d. 16./2. 7½ U **Die lustigen Weiber v. Windsor**
Sonntag, den 17/2 7½ U **Die Fledermaus.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.
Der Teufel lacht dazu
Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz in 8 Bildern von **Julius Freund.**
Musik von **Victor Holtaender.**
Bender. Massary. Josephi. Giampietro. Phila Wolff.

Cabaret Unter den Linden 22.
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Wein-Restaurant Mamsch

Leipziger Strasse 94.
Sonntags von 1—4 Uhr: Tafel-Musik.

Georg Hessing's
Technisch-Orthopädische Heilanstalt
Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Behandlung bei freiem Umhergehen von: **Hüft-, Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung,** sowie der Entzündung der **Wirbelsäule,** von frischen und alten **Knochenbrüchen, Bruch** des **Schenkelhalses, Kinderlähmungen** u. deren Folgen, **Verkrümmungen** der **Wirbelsäule, Verkrümmungen** nach **Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-Luxation,** auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

Prospekte auf Wunsch.
— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 25 Pfg.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und **Mozartsaal.**

Am Nollendorfplatz Anfang 8 Uhr.

Freitag, d 15./2. **Weh' dem der lügt.**
Sonnabend, d. 16 u. Sonntag, d 17./2. **Herthas Hochzeit.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule

Jeden Freitag. **Populäres Sinfonie-Concert d. Mozartsaal-Orchesters**
Jeden Sonntag. **Populäres Concert d. Mozartsaal-Orchesters.** Dirigent Hofkapellmeister **Paul Prill.**

Komische Oper

Freitag, den 15 und Montag, den 18./2 8 U
Hoffmanns Erzählungen.
Sonnabend, d. 16./2. 8 U. **CARMEN.**
Sonntag, den 17./2. 8 U. **Tosca.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Kleines Theater.

Freitag, den 15./2 8 U **Zu den Sternen.**
Sonnabend, den 16. u. Montag, den 18./2 8 U
Eine triviale Komödie für seriöse Leute. (Bunbury)
Sonntag, d. 17./2. 8 U **Ein idealer Gatte.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Lustspielhaus in Berlin

Täglich. Abends 8 Uhr.
Husarenfieber
Sonntag, den 17./2 Nachm. 3 Uhr.
Unsere Käte.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. **2 Bände à Mark 2.—.**

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamystik. Der 2½=Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

echte billige **Briefmarken** 200 versch. Engl. Colonien M 5.- Gr. Preisliste gratis u. franco.
MAX HERBST Markenhaus Hamburg. 36.

Bibel der Hölle

„**Verruchtestes, unsittlichstes Buch der Weltliteratur** etc. nennt die Presse die 1. **deutsche** Ausgabe von

Der Hexenhammer

verf v **Jac. Sprenger** u. **Heinr. Institoris.** 1489 latein. erschienen. 3 Bde 796 Seiten, br. **20 M.**, geb. **24 M. Einzeln käufl.** I. 6 M. geb 7,25 M. II. 8 M., geb. 9,50 M., III 6 M., geb 7,25 M

„Tollste Ausgeburt menschl Wahnwitzes, menschl Grausamkeit! Nichts Tolleres als diese Erzählungen v Hexen, Teufel u. Aberglauben! Und doch ein **erstklassiges Kulturdokument!**"

Ausführl. Verzeichnisse v. **kultur- u sittengeschichtl.** Werken gra is frco

H. Barsdorf, Berlin W 30. a.

Antiquar. Verzeichnis Nr. 287

Geschichte u. Nationalökonomie

Sozial u. Staatswissenschaften von

Ernst Carlebach in Heidelberg.

Zusendung gratis und franko.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Waldpark-Sanatorium Blasewitz bei Dresden.

3 Spezialärzte.
Winterkuren.
Sämtliche mod. Kurmittel.
Aller Comfort. — Prospekte.
Besitzer: **Dr. Fischer.**

Magen-, Darm- Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn
Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung
f. Kranke (auch bettlägrige) Rekonvalescenten u. Erholungsbedürftige. „Beschränkte Krankenzahl"

Sanatorium f. Magen-, Darm-
Leberleidende u.
Gallensteinkranke
Operationslose Kur.
Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110c.

Nervenschwäche der Männer
Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Schockethal
b. Cassel. Hervorr. Kuranst. f. nervl. Leiden. Bew. Gr. Erfolge. Winterkuren. Prosp. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

Elektr. Kuren
wirksamer
als alle anderen Kuren. Grossart. Erfolg. Selbstbehandl. Apparate durch mich z. bez. Prosp. grat.
J. G. Brockmann
Dresden, Moszinskystr. 6.

Fussschweiss auch Hand- und Achselschweiss
sofort geruchlos und normal durch
„Miotan"
(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-Zusendung gegen **75 Pfg.** in Briefmarken. Echt einzig und allein bei **Max Arndt, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a** am Spittelmkt.

Ermahnung.
Gebt Euren Mädels und den Buben nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.
Poetko's Apfelsaft ist flüssiges frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. **Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende.** Versand in Kästen, à 30 Fl. z. 40 Pf., Auslese 50 Pf. p. Fl. excl. Gl. **ab Guben.**
Ferd. Poetko, Guben 18.
Grösste Apfelsaftkelterei Deutschlands.
Probeflaschen stehen den Herren Aerzten umsonst zur Verfügung.

Echte Portweine!
Sortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk. 4.20,
Sortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5.35,
Sortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, Mk. 7.60,
Rotwein: St. Emilion per Fl. Mk. 0.75
3 Fl. Mark 2.85. Reinheit garantiert
Vers. p. Post inkl. Verpack. frko. Nachn.
J. G. Heintzen, Westerstede (Oldb.).
Wein-Import und Versandhaus.

Teppiche

Prachtstücke 3,75, 6,—, 10,—, 20,— bis 800 Mark, Gardinen, Portieren, Möbelstoffe, Steppdecken etc.
billigst im **Spezialhaus** Berlin, Oranienstr. **158**
Katalog (600 Illstr.) grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**

Wenn Sie angestrengt arbeiten,

so erhalten Sie Ihre notwendige Leistungsfähigkeit, oder stellen sie, wenn verloren, wieder her, indem Sie *Dr. Klopfer-Glidine* nehmen. Kein anderes Präparat erreicht die kräftigende Wirkung dieses natürlichen Nährmittels (reines Eiweiß mit Lecithin, wichtigsten Bestandteil der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drog., sonst vom Hersteller Dr. GUSTAV KLOPFER, Dresden-Leubnitz.
Tägl. Ausgabe ca. 25 Pfg. . . . . Wissenschaftliche Broschüre kostenfrei.

Schriftsteller!

Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeuss. günst. Beding. Off. unt. **B. M. 205. an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

Also sprach Herakleitos.

„Über das All." Deutsch v. Dr. Maximil. Kohn Es giebt noch keinen **rein deutschen** Heraklit Man kennt nur sein „Alles fliesst." Vielleicht ist der Stammvater alles Evolutionismus Vielen in deutschem Gewande lieb. — Preis **60 Pfg.** **Hamburg** (24). **Verlag Eigen** (Dr. Kohn)

GERBODE'S

wirklich hervorragende, feine Qualitäts-Cigarren

Sumatra-Sortiment „Deli"

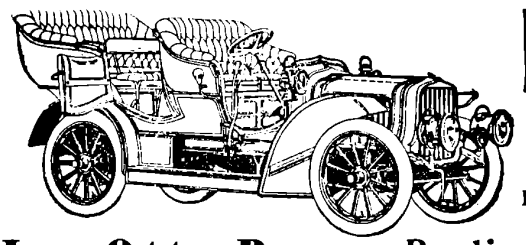
Perfectos	M. 7.— p. hundert	je 50 Stck. dieser 4 Sorten **M. 17.—** franco.
Couch Elegantes . .	„ 8.— „ „	
Margaritas . . .	„ 9.— „ „	
Excelsiores . .	„ 10 - „ „	

Carl Gerbode, Berlin C31.
Spittelmarkt 11.-Etage. Telephon Amt I, 4916.

Stammhaus Giessen. Lieferant höchster Hofhaltungen.

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 57. Bande der „Zukunft"
(Nr. 1—13. I. Quartal des XV. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden **von jeder Buchhandlung** od. **direkt** vom **Verlag der Zukunft, Berlin** SW. 48, **Wilhelmstr. 3a** entgegengenommen.

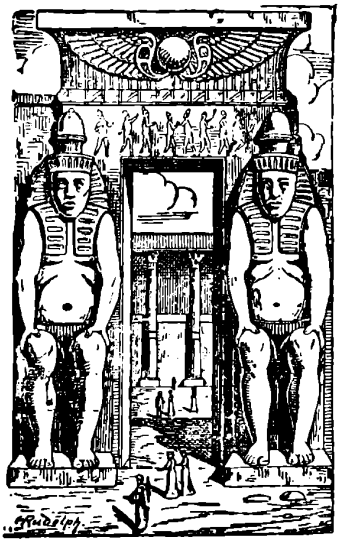
MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**



POPE Pferdestärke **500,— M. compl.**
mit **Benzol**
50 % Betriebsersparnis.
Der einzige Wagen der mit **Benzol** wie mit Benzin läuft, ohne Umstellung.
Ing. Otto Pape, Berlin, Schiffbauerdamm 8.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium
für **Zuckerkranke**
Dresden-A., Lukasstr Eigenes Laboratorium Näheres im Prospekt.

Deutschland-Ägypten



Am Montag, den 18. Februar, 25. Februar, 4. März, 11. März, 18 März und 25. März um 4 Uhr 43 Min. nachmittags fährt von Hamburg der fahrplanmäßige Zug nach **Berlin** und 10 Uhr 25 Min. abends ab **Berlin**, Anhalter Bahnhof, der Ägypten-Expreß-Zug der Hamburg-Amerika Linie über **Leipzig, München, Verona, Florenz** und **Rom** nach **Neapel**, wo er am folgenden Mittwoch 11 Uhr 5 Min. vorm. eintrifft. Von **Neapel** fährt der eigens für diesen Dienst neu eingerichtete Doppelschrauben-Schnelldampfer „Oceana" an folgenden Tagen nach **Alexandrien**: 20. Februar, 27. Februar, 6. März, 13. März, 20. März, 27. März, 3. April, 10. April. Von **Alexandrien** ist wieder Anschluß nach **Kairo**. Rückreise von **Alexandrien** nach **Neapel** Sonnabend nachmittags 5 Uhr.

Fahrpreise erster Klasse: Hamburg-Neapel Mk. 248.30, Berlin-Neapel Mk. 221.90, Paris-Neapel Mk. 179.30, Neapel-Alexandrien von Mk. 200.— bis Mk. 640.— je nach Lage der Kabine.

Alexandrien (Ägypten) läßt sich auf obigem Wege schon in 103 Stunden erreichen. Es ist aber selbstredend nicht nötig, daß die Reise Hamburg-Alexandrien in einer einzigen Strecke zurückgelegt wird. Fahrtunterbrechung ist gestattet. Der Reisende hat lediglich darauf zu achten, daß er im Einschiffungshafen rechtzeitig genug eintrifft, um die Abfahrt zu erreichen, für die er sich auf der „Oceana" Platz gesichert hat. [223]

Fortfall der lästigen zollamtlichen Gepäckuntersuchung. Das Gepäck kann ohne Zollrevision von Deutschland bis Alexandrien durchbefördert werden.

Alles Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
Abteilung Vergnügungsreisen.

Die **Hypotheken-Abteilung** des

Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9—4 Uhr.

„Observer" Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,

liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten

Zeitungs-Ausschnitte

über jedes gewünschte Thema.

Prospecte gratis.

Pallabona

unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel || gesetzl. gesch. || ärztlich empf. ||

macht die Haare locker und leicht zu frisieren, verhindert das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, vertreibt Schuppen etc. Nasses Waschen überflüssig.

Probedose M. 1.50.

Käuflich in Parfümerie und Friseur-Geschäften oder direkt vom

Pallabona-Vertrieb, München 66.

Charakter-

Analysen nach der **Handschrift** von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzuflössen, das persönliche Leben zu erweitern Wissenschaftl. Original-Methode, **psycho**-graphologische Praxis seit 1890. Auf **briefliche** Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres **Innen**lebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller **in Augsburg.**

Wissenswertes

für **Denkende.** Höchst lehrreiches Buch. Preis M. 1.20. Preisl. üb Bücher gratis. **R. Oschmann, Konstanz No. 516.**

Findiger, wissensch. gebild. **Kopist** (auch musikal. konservator gebild.) **m. Schreibm.** übern. zu soliden Preis. d. Uebertrag. v. Manuscripten wissensch. Werke. Näheres unt. **Schreibmaschine 1855.** a. d. Exp. d. Zukunft, Berlin SW. 48

Detektiv-Auskünfte

Institut **Daué**, Königl. Kriminalbeamter a. D., Berlin, **Friedrichstr. 65.** Fernspr. I, 5464.

Glänzende Erfolge. Vornehme Empfehlg.

Beobachtungen, Ermittelungen, Heirats-

Für Gesellschaften. Skat etc.!

Camphausen-Tönnchen-Siphon

Füllung Mk. 3.— franco Haus.

F. & M. Camphausen, Berlin S. W.

Breslau, Hannover, Stettin.

Genannte Biere auch in 1/1, 1/2, 1/4 Literflaschen.

3 Millionen Flaschen Henkell Trocken!

Unsere Füllung pro 1906, die wieder die gewaltige Höhe von 3 Millionen Flaschen (genau: 3130088 Fl.) erreichte, ergiebt Flasche an Flasche gereiht die Länge von Mainz bis Rom oder über 1000 Kilometer.

Durch unser schon lange durchgeführtes Prinzip, stets mehr zu füllen, als wir expediren, haben wir im Laufe der Jahre von unserem „Henkell Trocken" immense, nach vielen Millionen Flaschen zählende Reserven geschaffen, die es uns trotz der fortwährenden enormen Verkaufssteigerungen ermöglichen, jederzeit nur besonders alt gelagerte Weine zu liefern.

Henkell & Co., Mainz
Gegr. 1832.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.